438.6
K45d
1924

Lesestücke zum Nacherzählen für Ausländer

Zusammengestellt

von

Professor Dr. **Reinold Kern**

Zweite Auflage des Deutschen Lesebuchs für Ausländer.

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1924

Lesestücke zum Nacherzählen für Ausländer

Zusammengestellt

von

Professor Dr. **Reinold Kern**

Zweite Auflage des Deutschen Lesebuchs für Ausländer.

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1924

UNIVERSIDAD
AUTÓNOMA DE NUEVO
LEÓN

438.6
K45d
1924
438.7
K45d2

Vorwort.

Dem Lesebuch, das jetzt in zweiter Auflage erscheint, sind die Erfahrungen, die die Dozenten der Sprachkurse für studierende Ausländer an der Universität Berlin gemacht haben, zugute gekommen.

Lesestücke, die sich als unbrauchbar erwiesen haben, sind ausgeschieden worden. Die Nummern 17. 36. 43. 54. sind neu hinzugekommen, und in der Anordnung der Stücke sind einige Umstellungen vorgenommen worden.

Berlin, im April 1924.

Professor Dr. **Reinold Kern.**

51375

Inhaltsverzeichnis.

1. Der Morgen. Nach Wilhelm Curtmann 7
2. Der Abend. Nach Wilhelm Curtmann 7
3. Wandrers Nachtlied. Goethe 8
4. Der Frühling. Nach Wilhelm Curtmann 8
5. Frühlingsglaube. Uhland 8
6. Der Herbst. Nach Stoll 9
7. Der kluge Star. Nach Gleim 10
8. Der Esel mit der Salzlast. Nach Äsop 10
9. Seltsamer Spazierritt. Nach Hebel 10
10. Der Nagel. J. u. W. Grimm 11
11. Der Weinberg. Nach Chr. von Schmid 12
12. Die Kornähren. Nach Chr. von Schmid 13
13. Die sieben Stäbe. Nach Chr. von Schmid 13
14. Sonne und Wind. Nach Herder 14
15. Der lügenhafte Hirt. Nach Äsop 14
16. Eile mit Weile. Nach dem Volksbuch Till Eulenspiegel 15
17. Till Eulenspiegel. Gellert 15
18. Unerschrockenheit. Nach Otto Dingeldein 16
19. Der gute Kamerad. Uhland 16
20. Der unglückliche Fund. Nach Otto Dingeldein . . . 17
21. Der Sündenfall. Nach Oskar Dähnhardt 18
22. Die beiden Fuhrleute. Nach Otto Dingeldein 19
23. Seltsames Rezept. Nach Hebel 19
24. Das wunderbare Echo. Nach Otto Dingeldein . . . 20
25. Die Mägde und der Haushahn. Nach Äsop 20
26. Der Bauer und der Wahrsager. Nach Otto Dingeldein 21
27. Der Gelehrte und seine Nachbarn. Nach Otto Dingeldein 21

28. Das Gänseei und das Füllen. Nach Oskar Dähnhardt 22
29. Die liebe Einfalt. Nach Hebel 22
30. Geistesgegenwart. Nach Otto Dingeldein 23
31. Das zerbrochene Hufeisen. Nach Chr. von Schmid . . 23
32. Die drei Brüder. Nach J. u. W. Grimm 24
33. Der entdeckte Dieb. Nach Otto Dingeldein 25
34. Das Milchmädchen. Nach Gleim 25
35. Sprichwörter 26
36. Die Kapelle. Uhland 26
37. Der Mäuse Krieg mit den Fröschen. Nach Wilhelm Curtmann 27
38. Der Esel und das Pferd. Nach Äsop 27
39. Der Fuchs und die Trauben. Nach Äsop 28
40. Von der Stadtmaus und Feldmaus. Nach Äsop . . 29
41. Bub und Bock. Hermann Wagner 29
42. Der Hahn, der Hund und der Fuchs. Nach Äsop . . 30
43. Siegfrieds Schwert. Uhland 32
44. Das Licht der treuen Schwester. Nach Müllenhoff . . 33
45. Der Rattenfänger von Hameln. J. u. W. Grimm . . 33
46. Der Holzhauer und der Flußgott. Nach Äsop 34
47. Der Besitzer des Bogens. Lessing 35
48. Der kluge Richter. Hebel 36
49. Schlagfertigkeit. Nach Oskar Dähnhardt 37
50. Der Philosoph von Schrimm. Nach Oskar Dähnhardt 38
51. Nachbar Helm und seine Linde. Nach Honcamps Gedicht 39
52. Das brave Mütterchen. Nach Müllenhoff 40
53. Der preußische Pfiff. Nach Wilhelm Schwarz 41
54. Die Schildwache und der König. Nach Hebel 42
55. Sprüche von Goethe 43
56. Rübezahl. Nach Büsching 44
57. Der Spaziergang. Nach Friedrich Jacobs 45
58. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Nach Friedrich Jaocbs 47
59. Doktor Allwissend. Nach J. und W. Grimm 50
60. Die Boten des Todes. Nach J. und W. Grimm . . 52
61. Der Wunschring. Nach Richard Volkmann 54
62. Ein Gewitter auf dem Lande. Nach Gustav Freytag . 59

63. Sprichwörter 61
64. Der Arme und der Reiche. Nach J. u. W. Grimm . . 62
65. Der Verkehr in der Großstadt. Arno Fuchs 67
66. Auf der Straßenbahn. Jacob Löwenberg 71
67. Der Landwirt. Gustav Freytag 71
68. Sprüche. 1. Storm. 2—4. Logau. 5. Ebner-Eschenbach. 6. Bürger. 7. Philander 75
69. Gute Bücher, gute Freunde. Von Sittenwald 76

1. Der Morgen.

Die Nacht ist vorüber, es wird hell, die Morgendämmerung beginnt. Die Hähne haben sie schon eine Zeitlang verkündigt, die erwachenden Vögel zwitschern vor den Fenstern. Die Landleute verlassen ihr Bett, füttern das Vieh im Stalle, schirren die Pferde an und gehen an ihre Arbeit. Die Sonne ist unterdessen hinter den Bergen hervorgekommen, ihre Strahlen wecken die noch schlafenden Tiere. Die Bienen fliegen aus ihrem Stocke hervor und suchen in den Blüten den süßen Honig. Die Tauben fliegen auf den Hof oder ins Feld, um ihr Frühstück zu suchen. Auf den Wiesen und auf den Feldern glänzt alles von hellen Tautropfen. Was gestern dürr war, ist heute wieder frisch geworden, und die Menschen welche gestern müde und schläfrig waren, sind jetzt wieder frisch und kräftig und gehen munter an ihre Arbeit.

2. Der Abend.

Es wird Abend; die Sonne sinkt an den Rand des Himmels; die Wolken in der Nähe färben sich rot. Die Hitze hat aufgehört; es weht ein kühles Lüftchen, über dem Wasser erhebt sich Nebel, das Gras wird von dem Tau befeuchtet. In der Luft spielen Mücken in zahllosen Schwärmen, die Vögel in den Büschen singen ihr letztes Lied, die Bienen kehren zu ihren Stöcken zurück, und alles schickt sich an zu schlafen. Desto munterer quaken die Frösche in den Sümpfen, die Maikäfer schwirren, Fledermäuse flattern umher, und Glühwürm-

chen leuchten in der Dämmerung. Die Arbeiter sind vom Felde zurückgekehrt und die Viehherden von der Weide. Alles ist müde und sehnt sich nach Ruhe.

3. Wandrers Nachtlied.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

4. Der Frühling.

Im März fängt der Frühling an. Der Schnee ist geschmolzen. Des Nachts gibt es noch ein wenig Eis, aber am Tage scheint die Sonne schon warm, und sie geht erst um sechs Uhr des Abends unter. Viele Vögel, die mit Eintritt des Winters nach wärmeren Gegenden geflogen waren, sind wiedergekommen. Die Wiesen fangen an zu grünen, und die Knospen der Bäume springen auf.

5. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,

Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal;
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

6. Der Herbst.

Wenn der Storch in wärmere Gegenden gezogen ist und die Schwalben in großen Scharen auf Dächern und Kirchtümen die Sonnenstrahlen aufsuchen, dann beginnt der Herbst. Kalt sind schon die langen Nächte; abends und morgens lagern dichte Nebel auf Dorf und Flur, und nur mittags hat die Sonne noch ihre alte Kraft. Lange Spinnfäden fliegen in ihrem Schein in der Luft umher und setzen sich den Spaziergängern an die Kleider. Prachtvoll gefärbt sind die Blätter der Bäume; rot, braun, gelb und grün sind sie gemischt und bald werden sie vom Herbstwind und vom Regen herabgeschüttelt. Sie decken die abgefallenen Samenkörner und geben vielen Pflänzchen Schutz vor der Winterkälte.

Von den größeren Tieren haben einige sich Höhlen gegraben, und darin legen sie sich jetzt ein weiches Lager zurecht, um den Winter bequem zu verschlafen. Die Tiere, die den Winter über munter bleiben, ziehen im Herbst ein wärmeres Kleid an, damit auch sie nicht frieren müssen.

Die Menschen sind beschäftigt, die Gaben, welche Feld und Wald bieten, zum Wintervorrat einzusammeln. Äpfel, Birnen, Nüsse und Pflaumen werden geerntet, und ein besonderes Fest ist die Traubenlese. Sind dann auch Vorräte von Holz oder Steinkohlen in das Haus geschafft, dann können die Menschen in warmer Stube und bei guter Kost getrost den Winter erwarten.

7. Der kluge Star.

Ein durstiger Star wollte aus einer Wasserflasche trinken; er konnte aber das Wasser darin mit seinem kurzen Schnabel nicht erreichen. Er hackte ins dicke Glas, aber er konnte es nicht zerbrechen. Er stemmte sich gegen die Flasche, sie umzuwerfen; aber dazu war er zu schwach. Jetzt kam er durch seine Klugheit und sein Nachdenken auf den glücklichen Einfall, Steinchen zusammen zu lesen und in die Flasche zu werfen, wodurch das Wasser endlich so hoch stieg, daß er es erreichen und seinen Durst löschen konnte. Beim Lernen darf man nicht ermüden, so schwer es einem auch wird; durch anhaltenden Fleiß erreicht man das gesteckte Ziel.

8. Der Esel mit der Salzlast.

Ein mit Salz beladener Esel mußte einen Fluß durchschreiten, glitt aus und fiel ins Wasser. Als er wieder aufstand, merkte er, daß seine Last um vieles leichter geworden war; denn ein großer Teil des Salzes war im Wasser zerflossen. Das will ich mir merken, dachte er, und als er nun später wieder des Weges kam, diesmal aber mit Schwämmen beladen, ließ er sich absichtlich im Wasser nieder in der Hoffnung, es würde mit der Last ebenso gehen, wie früher. Aber die Schwämme sogen eine solche Menge Wasser ein, daß der Esel gar nicht wieder aufstehen konnte und jämmerlich ertrank.

9. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann ritt auf seinem Esel nach Haus und ließ seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Da kam ein Wanderer und sagte: „Das ist nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euren Sohn laufen; ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ

den Sohn reiten. Da kam wieder ein Wandersmann und sagte: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da setzten sich beide auf den Esel und ritten eine Strecke. Nun kam ein dritter Wandersmann und sagte: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tier! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Esel. Da kam ein vierter Wanderer und sagte: „Ihr seid drei wunderbare Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vorderen und der Sohn die hinteren Beine zusammen, zogen den starken Ast eines Baumes, der an der Straße stand, durch und trugen den Esel auf der Achsel heim. So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten recht machen will.

10. Der Nagel.

Ein Kaufmann hatte in der Stadt gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldtasche mit Gold und Silber gefüllt. Er machte sich nun auf den Weg und wollte noch vor Einbruch der Nacht zu Hause sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Geld auf sein Pferd und ritt heim. Zu Mittag machte er in einem Gasthofe Rast; als er weiter reiten wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor mit den Worten: „Herr, am linken Hinterfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel.“ „Laß ihn fehlen!“ erwiderte der Kaufmann. „Die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl halten, Ich habe Eile.“ Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und das Roß füttern ließ, kam der Knecht

in die Stube und sagte: „Herr, eurem Pferd fehlt am linken Hinterfuß ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?" „Laß es fehlen!" erwiderte der Herr. „Die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile." Er ritt fort; aber nicht lange, so fing das Pferd an zu hinken. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Hause gehen, wo er erst spät in der Nacht anlangte. „An allem Unglück", sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld." Eile mit Weile!

11. Der Weinberg.

Ein Vater rief kurz vor seinem Tode seine drei Söhne zu sich und sagte: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts hinterlassen als diese unsere Hütte und den Weinberg. In dem Weinberge aber liegt ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden." Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, brachte er eine solche Menge Trauben hervor, daß sie darüber erstaunten. Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr Vater auf dem Totenbette mit dem Schatze gemeint hatte, und sie schrieben an die Tür des Weinbergs mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrube ist der Fleiß
für den, der ihn zu üben weiß.

12. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohn auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Vater, wie kommt's doch," sagte der Knabe, „daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm sein, die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?" Der Vater pflückte ein paar Ähren ab und sprach: „Sieh, diese Ähre hier, die sich so bescheiden zur Erde neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer".

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
so ist er wohl ein eitler Tropf.

13. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die sich öfter untereinander zankten und miteinander stritten, so daß sie dadurch die Arbeit versäumten. Ja, einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu nutze und beabsichtigten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbteil zu bringen. Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammenkommen und legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammengebunden waren, und sagte: „Dem, der diese Bündel Stäbe zerbricht, zahle ich sofort hundert Taler." Einer nach dem andern strengte seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!" „Und doch", sagte der Vater, „ist nichts leichter." Er löste das Bündel und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei!" riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, das kann ein kleines Kind." Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben sich verhält, so ist es mit euch, meine

Söhne! Solange ihr fest zusammenhaltet, wird es euch gut gehen, und niemand wird euch überwältigen können, wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so wird es euch gehen wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt;
nur Einigkeit erhält die Welt.

14. Sonne und Wind.

Einst stritten sich Sonne und Wind, wer von ihnen beiden der Stärkere sei. Da gerade ein Wanderer vorüberkam, machten sie aus, daß der dafür gelten sollte, der den Wanderer nötigen würde, den Mantel abzulegen. Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte; aber er setzte, indem er sich fester in seinen Mantel einwickelte, seinen Weg fort, so gut er konnte. Nun kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kraftvoll ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter, die Luft erwärmte sich. Der Wanderer vermochte nicht länger, den Mantel auf seinen Schultern zu dulden. Er warf ihn ab und überließ sich im Schatten eines Baumes erquickender Ruhe, die Sonne aber freute sich ihres Sieges.

15. Der lügenhafte Hirt.

Ein junger Hir ängstigte seine Nachbarn oft ohne Not. „Ein Wolf! ein Wolf!" schrie er aus Leibeskräften, und wenn dann die Hirten herbeieilten, war kein Wolf zu sehen. Der Hirt aber stand ganz ruhig mit verschränkten Armen da und lachte sie noch obendrein aus. Mehrmals gelang ihm dieser törichte Streich. Endlich aber sollte er ihn bitter bereuen. Eines Tages fiel nämlich der Wolf

wirklich in seine Herden ein. „Zu Hilfe! meine Brüder, zu Hilfe! Ein Wolf, wahrhaftig, ein Wolf!“ schrie er in höchster Verzweiflung. Die Nachbarn hörten es, sie blieben aber ruhig in ihren Hütten, weil ihm niemand mehr glaubte, und ungestört konnte der Wolf einen großen Teil seiner Herde erwürgen.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
und wenn er auch die Wahrheit spricht.

16. Eile mit Weile.

Till Eulenspiegel ging eines Tages über Feld. Unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigen Straße seine Pferde zu großer Eile antrieb. „Kann ich“, fragte er im Vorbeifahren, „wohl noch vor Abend in die Stadt kommen?“ „Ja“, antwortete Eulenspiegel, „wenn ihr langsam fahret“. „Der Mensch ist wohl nicht klug“, dachte der Fuhrmann und trieb seine Pferde nur noch mehr an. Gegen Abend kehrte Eulenspiegel auf demselben Wege zurück und traf den Fuhrmann auf der Straße in kläglichem Zustand an. Vom raschen Fahren war ihm ein Rad des Wagens gebrochen, und er konnte nun nicht von der Stelle kommen. „Sagte ich euch nicht“, sprach Eulenspiegel, „daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch vor Abend die Stadt erreichen wolltet?“

17. Till Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel zog einmal
mit andern über Berg und Tal.
So oft, als sie zu einem Berge kamen,
ging Till an seinen Wanderstab
den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
allein wenn sie berganwärts stiegen,

war Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum," fing einer an, „gehst du bergan so froh,
bergunter so betrübt?" — „Ich bin," sprach Till, „nun so.
Wenn ich den Berg hinuntergehe,
so denk' ich Narr schon an die Höhe,
die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz.
Allein wenn ich berganwärts gehe,
so denk' ich an das Tal, das folgt, und fass' ein Herz."

18. Unerschrockenheit.

Ein Vater hatte einmal seinen Sohn, wie das öfter geschah, in die Stadt geschickt, um Einkäufe zu besorgen. Als dieser nun mit einer beträchtlichen Summe Geldes nach der Stadt wanderte, kam ein berittener Räuber an ihn herangesprengt und forderte von ihm die Geldbörse mit der Drohung, wenn er sie ihm verweigere, ihm das Leben zu nehmen. Der zwölfjährige Knabe erschrak und flehte um Gnade; aber der Räuber gebot ihm Schweigen und zog den Dolch. Der Knabe faßte sich, griff in seine Tasche, nahm eine Hand voll Geld und warf es mit den Worten: „Da nimm es!" ins Gebüsch. Geblendet von dem Gelde, stieg der Räuber vom Pferd und ging in das Gebüsch, das umherliegende Geld aufzuheben. Darauf hatte der Knabe gewartet, schwang sich blitzschnell aufs Pferd und jagte nach Hause. So hatte er nur wenig Geld verloren und noch dazu ein Pferd erbeutet.

19. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er ging an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
er liegt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad';
„kann dir die Hand nicht geben,
bleib' du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!"

20. Der unglückliche Fund.

Drei Knechte hatten beim Holzfällen im Wald einen großen Schatz von Gold- und Silbermünzen gefunden, der in einem hohlen Baum versteckt war. Darüber waren sie höchst erfreut, denn nun waren sie auf einmal reiche Leute und brauchten sich nicht mehr mit harter Arbeit zu plagen. Das erste, was sie in ihrer großen Freude taten, war, daß sie einen von ihnen nach Wein in das nächste Städtchen schickten; dann wollten sie das Geld unter sich teilen. Unterwegs kamen dem Knecht böse Gedanken. Er überlegte bei sich: „Ich will Gift in den Wein mischen; wenn dann meine Gefährten davon trinken, so sterben sie, und das Geld gehört mir allein." Also kaufte er außer dem Wein auch noch Gift und kehrte in den Wald zurück. Aber unterdessen waren den beiden Zurückgebliebenen auch böse Einfälle gekommen, und sie verabredeten untereinander, den dritten bei seiner Rückkehr zu ermorden, damit das Geld ihnen allein zufalle. Als dieser nun kam und den Wein vor sie hinsetzte, schlugen sie ihn mit den Äxten tot. Dann tranken sie nach Herzenslust und fingen an, das Geld unter sich zu teilen. Bald aber brannte der Wein wie

Feuer in ihren Eingeweiden, und sie endeten unter großen Qualen ihr Leben. So lagen drei Leichen bei dem Gelde. Der Fund des Schatzes, den die Knechte für ein großes Glück gehalten, hatte sie zu Verbrechern gemacht und in den Tod getrieben.

21. Der Sündenfall.

Es war einmal ein Schmied, der mußte schwer arbeiten, und weil er keinen Gesellen hatte, mußte seine Frau ihm helfen. Eines Tages besuchte sie der Gutsherr in der Schmiede, sie sprachen von diesem und jenem, und zuletzt kam die Rede auf Adam und Eva. Da sagte die Frau des Schmiedemeisters: „Kein andrer als Adam ist schuld, daß wir so schwer zu arbeiten haben. Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, ich wollte das Gebot wohl gehalten haben."

Bald darauf ließ der Herr die beiden Eheleute in seinen Lustgarten bringen, in dem sie nichts weiter zu tun hatten, als die Gemüse, Ziersträucher und Obstbäume zu beaufsichtigen. Dabei erhielten sie das schönste und beste Essen und Trinken am herrschaftlichen Tische. Mitten in den Garten ließ der Herr eine verdeckte Schüssel stellen, die der Bediente jeden Abend in die Stube seines Herrn zurücktrug, und er befahl den beiden, ja nicht den Deckel von der geheimnisvollen Schüssel abzuheben; ihre guten Tage hätten sonst ein Ende.

Wenige Wochen waren seitdem vergangen. Da sagte die Frau, die es vor Neugierde nicht mehr aushalten konnte, zu ihrem Manne: „Man wird's ja nicht gleich merken, wir wollen mal sehen, was in der Schüssel ist." Der Schmied wollte anfangs nicht und machte Einwendungen, aber auf die Dauer konnte er dem Drängen seiner Frau nicht widerstehen. Beide lüfteten behutsam

den Deckel, und siehe! eine Maus sprang heraus. O weh, da lief sie hin und war verschwunden.

Als dem Gutsherrn die Schüssel gebracht wurde und er sie leer fand, schickte er sogleich den Diener in den Garten und ließ die Schmiedsleute hinaustreiben. Fortan mußten sie wieder in der Schmiede wohnen und so schwer arbeiten wie vorher.

22. Die beiden Fuhrleute.

In einem engen Hohlwege begegneten sich zwei Fuhrleute. Auszuweichen war nicht möglich, einer mußte zurückfahren. Das wollte aber keiner, und sie fingen an zu zanken und überschütteten einander mit Scheltworten. Zuletzt rief der eine drohend: „Willst du jetzt Platz machen oder nicht? Tust du es nicht, so mache ich es mit dir, wie ich es schon einmal mit einem an derselben Stelle gemacht habe!“ Die Drohung erschreckte den andern, und er zog seine Pferde zurück. Als nun der erste Fuhrmann an seinem Wagen vorüberkam, fragte er neugierig: „Wie hast du es denn mit dem gemacht, von dem du vorhin sprachst?“ „Ei,“ war die Antwort, „der grobe Mensch wollte mir nicht aus dem Wege fahren, und da — fuhr ich ihm aus dem Wege.“

23. Seltsames Rezept.

Eines Tages hielt ein Bauer von einem entlegenen Hof mit seinem von zwei Pferden gezogenen Wagen vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große eichene Stubentür ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und fragte: „Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubentür?“ Da sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr eine Arzenei verordnet. Im ganzen Hause

sei keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubentür geschrieben, und der Apotheker möge nun so gut sein und ihm für seine kranke Frau die Arzenei machen.

24. Das wunderbare Echo.

Eine Anzahl lustiger Gesellen fuhr auf einem Schiffe den Rhein hinab. Sie kamen auch an dem Loreleifelsen vorbei und sprachen von dem berühmten Echo, das den Schall eines Schusses zwanzigmal nachtönt. Nun wußte jeder von einem Echo zu erzählen, das sich in seiner Heimat befand, oder das er auf einer Reise kennen gelernt hatte. Für das großartigste wurde das Echo bei der Stadt Mailand erklärt, das ein Wort fünfzigmal wiederholt. Da sagte einer, der bisher geschwiegen hatte: „Das ist noch gar nichts; ich kenne einen Felsen, wenn man dem zuruft: „Wie geht's, alter Bursche?" so antwortet er ganz deutlich: „Danke, mir geht es gut."

25. Die Mägde und der Haushahn.

Ein gutes altes Hausmütterchen pflegte ihre Mägde alle Morgen mit dem ersten Hahnenschrei zu wecken. Diese aber verdroß das frühe Aufstehen. „Wäre der böse Hahn nicht", sagten sie, „so dürften wir auch länger schlafen; denn dann würde unsere Herrin selbst später aufwachen." So drehten sie denn dem Tiere den Hals um. Aber bald wünschten sie ihn ins Leben zurück. Denn die Hausfrau, welche nun ihre gewohnte Hausuhr, den Hahn, nicht mehr hatte und desto unruhiger schlief, weckte die Mägde nun bald nach Mitternacht und trieb sie an die Arbeit.

26. Der Bauer und der Wahrsager.

Ein Betrüger, der sich für einen Wahrsager ausgab, kam in ein Dorf, um den Leuten für Geld die Zukunft zu prophezeien. Ein Bauer, der davon hörte, ging auch zu dem Manne, um sich wahrsagen zu lassen. Der Fremde sagte ihm viele schöne Dinge. Als der Bauer genug gehört hatte, nahm er seinen Hut und wollte ohne weiteres gehen. „Halt, guter Freund", rief ihm der Wahrsager zu, „wie steht's denn mit der Bezahlung?" „Bezahlung?" fragte der Bauer und tat ganz erstaunt; „wenn du die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennen willst, so mußt du auch wissen, daß ich gar kein Geld bei mir habe. Erst will ich sehen, ob deine Prophezeiung auch eintrifft, dann bekommst du deinen Lohn." Damit wandte er sich um und ging fort.

27. Der Gelehrte und seine Nachbarn.

Ein Gelehrter, der den ganzen Tag zu Hause über seinen Büchern saß, hatte das Unglück, einen Schlosser zur Rechten und einen Schmied zur Linken als Nachbarn zu bekommen. Der Lärm auf beiden Seiten brachte ihn fast zur Verzweiflung. Er selbst konnte nicht umziehen, da das Haus sein Eigentum war. Deshalb ließ er einem jeden seiner lärmenden Nachbarn durch einen dritten viel Geld anbieten, wenn er sich eine andere Wohnung suche. Schon am folgenden Tage erschienen beide gleichzeitig im Studierzimmer des Gelehrten, und jeder erklärte, er habe seine Wohnung gekündigt und ziehe aus. Hocherfreut griff der Herr Doktor in seine Tasche und gab jedem die versprochene Summe. Als er die beiden zur Tür geleitete, fragte er, wohin sie denn zu ziehen gedächten. „Ei nun", sagte der eine, „er zieht in mein Haus und ich in das seinige."

28. Das Gänseei und das Füllen.

Ein Tagelöhner hatte ein Gänseei gefunden und sagte zu seinem Jungen: „Das wollen wir ausbrüten lassen, davon kommen dann Gänschen, die ziehen wir groß, und verkaufen wir auf dem Markt. Dann haben wir Geld genug, um uns ein Pferd mit einem Füllen zu kaufen. „Ja, Vater," rief der Junge, „und ich reite dann auf dem Füllen." „Nein, mein Sohn, daraus wird nichts." „Ja, Vater, darauf reite ich." Der Alte wurde ärgerlich: „Ich sage dir, du sollst nicht auf dem Füllen reiten." Dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch. Da fiel das Gänseei herunter und brach entzwei.

29. Die liebe Einfalt.

König Heinrich IV. von Frankreich kehrte einst ohne Gefolge von der Jagd nach Hause. Unterwegs traf er einen Bauer, der den König nicht kannte und ihm erzählte, daß er auf dem Wege nach Paris sei. Der König fragte ihn, was er dort vorhabe, und der Bauer antwortete: „Ich habe dort Geschäfte zu besorgen, auch möchte ich gar zu gern einmal unsern guten König sehen. Wenn ich nur wüßte, woran ich ihn erkennen sollte." Da sagte der König: „Der ist's, der den Hut auf dem Kopf behält, wenn alle andern das Haupt entblößen." Als die beiden nun in die Hauptstadt kamen, grüßte alles Volk ehrerbietig den geliebten König. Anfangs merkte der Bauer nichts, doch endlich ging ihm ein Licht auf, und er sagte zu seinem Begleiter: „Entweder seid ihr der König oder ich bin es, denn wir beide haben allein den Hut auf." Da gab sich der König lachend zu erkennen.

30. Geistesgegenwart.

Ein Badegast, der sich zu seiner Erholung in einem Seebade aufhielt, erstieg einst auf einem seiner einsamen Spaziergänge einen Felsen, der nach einer Seite sehr steil abfiel. Als er dicht am Rande des Abgrundes stand und über das Meer schaute, stand plötzlich ein Mann neben ihm, der ihn mit unheimlichem Lächeln anblickte. Es war ein Irrsinniger, der seinen Wärtern entlaufen war. „Springe einmal da hinab!“ sagte er zu dem Fremden, „sonst werde ich dich hinabstürzen.“ Der Badegast schwebte in größter Gefahr, denn der Irre war augenscheinlich ein äußerst kräftiger Mann. Aber er rettete sich durch einen klugen Einfall. Ohne seine Fassung zu verlieren, sagte er: „Das ist keine Kunst, aber ich will einmal von unten heraufspringen, das kann nicht jeder!“ Der Irre war damit einverstanden, und beide stiegen gemächlich auf der andern Seite den Felsen hinab. Der Fremde war gerettet, denn jetzt kamen auch die Wärter, die den Kranken wieder in sicheren Gewahrsam brachten.

31. Das zerbrochene Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem kleinen Sohne Fritz über Feld. „Sieh“, sprach der Vater unterwegs, „da liegt ein Stück von einem Hufeisen; heb' es auf und steck' es ein!“ „Ei“, sagte Fritz, „das ist ja nicht der Mühe wert, daß man sich darum bücke!“ Der Vater hob das Eisen stillschweigend selbst auf und steckte es in die Tasche. Im nächsten Dorf verkaufte er es bei einem Schmied für drei Pfennig und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen, und Fritz verschmachtete beinahe vor

Durst. Da ließ der Vater wie von ungefähr eine Kirsche fallen. Fritz hob sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und steckte sie sogleich in den Mund. Nach einiger Zeit ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen. Fritz bückte sich ebenso schnell darnach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle Kirschen aufheben. Als Fritz die letzte verzehrt hatte, wandte sich der Vater lachend um und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen einmal gebückt hättest, so hättest du dich um die Kirschen nicht so viele Male bücken müssen."

32. Die drei Brüder.

Ein Vater hatte drei Söhne und ein Häuschen. Weil er sie alle gleich lieb hatte, wußte er nicht, wem er das Haus geben sollte. Er schickte sie deshalb auf die Wanderschaft. Nach drei Jahren sollten sie zurückkehren, und wer dann das beste Meisterstück zeigen könnte, sollte das Haus bekommen. So zogen sie fort. Der eine wurde Barbier, der andere Hufschmied, der dritte Fechtmeister.

Nach drei Jahren fanden sie sich wieder bei ihrem Vater ein. Als sie nun eines Abends vor dem Hause auf einer Bank saßen und ihre Geschicklichkeit rühmten, eilte ein Hase in vollem Laufe vorüber. Sofort sprang der Barbier auf, schlug in einem Becken Schaum, seifte, als der Hase näher kam, diesen ein und rasierte ihn bis auf ein kurzes Stutzbärtchen, ohne ihn zu verletzen. Während sich der Vater noch darüber wunderte, fuhr eine vornehme, mit zwei Pferden bespannte Kutsche mit Windeseile vorüber. Der Hufschmied sprang herzu, riß den Pferden gewandt im Rennen die Hufeisen herunter und schlug neue an. Darüber erstaunte der Vater noch mehr. Da fing es an zu regnen. Der Fechtmeister zog den Degen und schwang ihn während des strömenden Regens so geschickt über seinen Kopf, daß

er vollkommen trocken blieb. Der Vater erkannte diesem das Haus zu, weil er glaubte, dieser habe das trefflichste Meisterstück geliefert. Von der Zeit an wohnten alle drei einträchtig im Hause zusammen und verdienten durch ihre Geschicklichkeit viel Geld. Als sie später kurz hintereinander starben, wurden sie in einem Grabe beerdigt.

33. Der entdeckte Dieb.

Einem Edelmann auf dem Lande war ein silberner Becher gestohlen worden. Der Dieb mußte unter der Dienerschaft sein, doch wollte es dem Herrn nicht gelingen, ihn ausfindig zu machen. Endlich ließ er eines Abends alle Diener auf sein Zimmer kommen und erklärte, er werde in wenigen Minuten den Dieb unfehlbar entdeckt haben. Hierauf mußten sich alle um den Tisch herum stellen, der in der Mitte des Zimmers stand. Dann murmelte er allerlei unverständliche Worte und schlug mit dem Stock bald auf den Tisch, bald in die Luft. Dabei mußten die Leute bald die Hände emporheben, bald auf einem Bein stehen oder sich bücken. Zuletzt befahl er ihnen allen, die Köpfe unter den Tisch zu stecken. Als dies geschehen war, fragte er rasch: „Habt ihr alle den Kopf unter dem Tisch?“ „Ja, gnädiger Herr!“ riefen alle. „Der Dieb auch?“ „Ja“, antwortete der Reitknecht.

34. Das Milchmädchen.

Ein Bauernmädchen ging mit einem Gefäß voll Milch auf dem Kopf in die nächste Stadt und überrechnete unterwegs, wieviel sie durch Verkauf der Milch verdienen würde. „Fast fünf Mark kann ich bekommen“, sagte sie zu sich, „und dafür kaufe ich mir hundert Eier. Diese laß ich ausbrüten und erhalte wenigstens fünf-

undneunzig Hühner. Für dieses Federvieh kaufe ich mir ein junges Schwein. Das mäste ich, bis es fett ist. Dann verkaufe ich es wieder und schaffe mir dafür eine Kuh und ein junges Kalb an. Dieses Kalb, o! ich sehe im Geiste schon, wie es herumspringt; wie" — hier sprang sie in Gedanken mit, und ehe sie sich dessen versah, lag das Gefäß mit Milch in tausend Scherben ihr zu Füßen und damit auch das Federvieh, das Schwein, die Kuh und ihr Kalb. Alle diese schönen Luftgebäude waren nun zerstört, und weinend kehrte das arme Mädchen nach Hause zurück.

35. Sprichwörter.

Aller Anfang ist schwer. — Nach getaner Arbeit ist gut ruhen. — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — Ende gut, alles gut. — Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Ehrlich währt am längsten. — Glück und Glas, wie leicht bricht das. — Eile mit Weile. — Gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — Heute rot, morgen tot. — Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

36. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
schauet still ins Tal hinab;
drunten singt bei Wies' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor:
stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
dir auch singt man dort einmal!

37. Der Mäuse Krieg mit den Fröschen.

Die Mäuse hatten einmal Krieg mit den Fröschen. Nach vielen blutigen Schlachten wählte endlich jeder Teil seinen größten Helden, um den Streit in einem Zweikampfe auszumachen. Es wurde ein großer Platz zurecht gemacht, auf dem der tapferste Frosch mit der tapfersten Maus kämpfen sollte, und ringsum waren Sitze für die zuschauenden Frösche und Mäuse aufgeschlagen. Als alles fertig war, traten die beiden Kämpfer auf und griffen einander mit der größten Tapferkeit an. Der Frosch teilte mit seinen Vorderpfoten Ohrfeigen aus wie ein Bär, und die Maus biß so grimmig wie ein Löwe. Allein in dieser Kampfwut merkten sie nicht, daß ein hungriger Habicht über ihnen schwebte. Plötzlich stürzt dieser auf die Kämpfenden herab und packte mit der rechten Kralle den Frosch, mit der linken die Maus. Da liefen alle Zuschauer davon und überließen die unglücklichen Kämpfer ihrem Schicksal, und der Krieg hatte ein Ende.

38. Der Esel und das Pferd.

Ein Herr besaß einen Esel und ein Pferd. Einst mußten beide Tiere nebeneinander über Land gehen; das Pferd trug keine Last, der Esel aber stöhnte unter seiner Bürde. „Nimm mir doch einen meiner schweren Säcke ab!“ bat das gequälte Tier seinen Gefährten. Aber das Pferd verweigerte seine Hilfe, und der arme Lastträger schleppte sich noch eine Strecke weiter; dann brach er tot zusammen. Zu spät erkannte der Treiber

sein Unrecht, vergebens bemühte er sich, sein Tier wieder zu ermuntern. Als er sah, daß alle Mühe umsonst sei, zog er dem toten Esel die Haut ab und legte diese mitsamt der ganzen Ladung dem Pferde auf den Rücken. Nun trug das Pferd schwer an den Folgen seiner Unbarmherzigkeit. „Ach!“ sprach es zu sich selbst, „hätte ich dem armen Esel geholfen, so hätte ich mich nicht in die Not gebracht. Jetzt wird es mir gehen wie meinem unglücklichen Gefährten.“

39. Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs war einmal lange Zeit um ein Dorf herum geschlichen; aber er hatte weder Hahn noch Hähnchen erwischen können. Als er nun betrübt in den Wald zurück gehen wollte, führte ihn sein Weg noch zuletzt an einem einsam gelegenen Bauernhaus vorbei, an dessen Wand ein riesiger Weinstock seine Reben ausbreitete. Daran hingen, verlockend und lieblich anzusehen, viele reife, blaue Trauben; die unteren hatten die Kinder allerdings schon abgegessen, und was so blau herunterlachte, das hing sehr hoch. Der Fuchs ist ein Hühnerdieb, aber süße Trauben nascht er für sein Leben gern. Nachdem er erst lange mit den schönen Früchten geliebäugelt hatte, tat er einen gewaltigen Satz, um eine zu erhaschen. Doch die Trauben hingen zu hoch. Alle Mühe war vergeblich. Die Stare und Sperlinge, die da saßen, lachten hell auf. „Was gibt's da zu lachen?“ sagte der Fuchs und zog die Schnauze verächtlich zusammen, „denkt ihr vielleicht, ihr albernen Vögel, ich wollte Trauben haben? Da irrt ihr euch sehr, diese Trauben sind noch unreif, die sind mir viel zu sauer, ich mag sie gar nicht!“ Und damit zog er ab, hungrig wie zuvor. Aber die bösen Spatzen lachten noch viel ärger hinter ihm drein.

40. Von der Stadtmaus und Feldmaus.

Eine Stadtmaus ging spazieren und kam zu einer Feldmaus, diese bewirtete sie mit Eicheln, Gerste und Nüssen. Aber die Stadtmaus sprach: „Du bist eine arme Maus; was willst du hier in Armut leben? Komm mit mir! Ich will dir und mir genug schaffen von allerlei köstlicher Speise.“ Die Feldmaus zog mit ihr hin in ein schönes Haus, wo die Stadtmaus wohnte. Sie gingen beide in die Vorratskammer. Die war voll von Brot, Fleisch, Speck, Würsten, Käse und Butter. Da sprach die Stadtmaus: „Nun iß und sei guter Dinge! Solche Speise habe ich täglich im Überfluß.“ Indessen kam die Köchin und rasselte mit den Schlüsseln an der Tür. Die Mäuse erschraken und liefen davon; die Stadtmaus fand bald ihr Loch; aber die Feldmaus wußte nicht wohin, lief die Wand auf und ab und rettete kaum ihr Leben. Als die Köchin wieder hinausgegangen war, sprach die Stadtmaus: „Es hat nun keine Not, laß uns fröhlich sein!“ Die Feldmaus antwortete aber: „Du hat gut reden; du wußtest dein Loch fein zu treffen, während ich vor Angst fast gestorben bin. Ich will dir sagen, was meine Meinung ist: Bleibe du eine reiche Stadtmaus und friß Würste und Speck! Ich will ein armes Feldmäuslein bleiben und meine Eicheln essen. Du bist keinen Augenblick sicher vor der Köchin, vor den Katzen und vor den Fallen; das ganze Haus ist dir feind; ich aber bin daheim sicher und frei in meinem armen Feldlöchlein.“

41. Bub und Bock.

Es war einmal ein Bub; der wollte lieber essen statt lesen, hielt mehr von Nüssen als vom Wissen; darum nannten ihn die Leute den „Faulen“. Das verdroß

ihn sehr, und er dachte: „Wart', ich will's euch allen zeigen, wie fleißig ich bin!" nahm ein Lesebuch und ging hinunter auf die Straße. Auf der Straße lag ein dicker Baumstamm, auf den setzte sich der Knabe. Dort mußten die Leute alle vorbei. Er nimmt das Buch auf den Schoß, hält's aber verkehrt, so daß die Buchstaben alle auf dem Kopf stehen. Da sitzt er, guckt hinein und baumelt mit den Beinen. Bald nickt er aber mit dem Kopfe; denn er ist eingeschlafen.

Wer kommt um die Ecke am Gartenzaun? Der Ziegenbock ist's, ein muntrer Gesell, der seine Kopfarbeit wohl gelernt hat und es mit jedem darin aufnimmt, denn seine Hörner sind groß, und seine Stirn ist hart. Der tritt zu dem schnarchenden Buben und sieht ihn nicken. „Hei!" denkt er, „meinst du mich? Ich bin schon dabei!" Er stampft mit dem Vorderbein und geht einige Schritte zurück. Der Junge nickt wieder. „Gleich!" meint der Bock, nimmt einen Anlauf, bäumt sich auf den Hinterbeinen empor, und: puff! gibt es einen Stoß. Der Bock stößt an des Buben Kopf; der Bub fliegt rückwärts hinunter vom Stamme, das Buch empor, hoch in die Luft. Heulend rafft der Junge sich auf und eilt in das Haus. Hat er keinen Buchstaben im Kopfe, hat er doch eine Beule davor. Der Bock aber steht verwundert über den leichten Sieg am Wege und wartet, ob wieder ein Bub kommt, der nichts gelernt hat und auf der Straße dann einschläft.

42. Der Hahn, der Hund und der Fuchs.

Ein Hund und ein Hahn schlossen Freundschaft und wanderten zusammen in die Fremde. Eines Abends konnten sie kein Haus erreichen und mußten im Walde übernachten. Der Hund sah endlich eine hohle Eiche, worin für ihn eine vortreffliche Schlafkammer war.

„Hier wollen wir bleiben," sagte er zu seinem Reisegefährten. „Ich bin zufrieden," sagte der Hahn; „aber ich schlafe gern in der Höhe." Damit flog er auf einen Ast, wünschte dem andern gute Nacht und setzte sich zum Schlafen.

Als es Morgen werden wollte, fing der Hahn an zu krähen; denn er dachte: „Es ist bald Zeit zum Weiterreisen." Das Kikeriki hatte der Fuchs gehört, dessen Höhle nicht weit entfernt war, und schnell war er da, um den Hahn zu fangen. Denn der Fuchs ist ein Hühnerdieb. Als er den Hahn so hoch sitzen sah, dachte er: „Den muß man durch gute Worte herunterlocken, denn so hoch kann ich nicht klettern." Er ging höflich hinzu und sprach: „Guten Morgen, lieber Vetter! Wie kommst du hierher? Ich habe dich gar zu lange nicht gesehen. Aber du hast dir da eine gar unbequeme Wohnung gewählt und auch wohl noch nichts gefrühstückt. Wenn es dir gefällig ist, mit in mein Haus zu kommen, so werde ich dir mit den Besten aufwarten, was ich habe."

Der Hahn aber kannte den alten Schelm und hütete sich wohl, hinunter zu fliegen. „Ei," sagte er, „wenn du ein Vetter von mir bist so werde ich recht gern mit dir frühstücken. Aber ich habe noch einen Reisegefährten, der schläft unten in der Kammer. Sei so gefällig, ihn zu wecken, so können wir gleich zusammen mitgehen." Der Fuchs, welcher meinte, er könne noch einen zweiten Hahn erwischen, lief schnell nach der Öffnung, wo der Hund lag. Dieser war aber wach und hatte alles angehört, was der Fuchs gesprochen hatte, um den Hahn zu betrügen, und freute sich sehr, den alten Betrüger jetzt strafen zu können. Ehe der Fuchs sich dessen versah, sprang der Hund hervor, packte ihn an der Kehle und biß ihn tot. Dann rief er seinen Freund vom Baum herunter und sagte: „Wenn du allein gewesen wärst, so hätte dieser

Bösewicht dich umgebracht. Aber laß uns eilen, daß wir aus dem Walde kommen!"

43. Siegfrieds Schwert.

Siegfried war der Sohn des Königs Siegmund von Niederland. Schon als Knabe zeigte er große Körperkräfte und konnte den Tag, an dem ihn sein Vater zum Ritter schlagen würde, gar nicht erwarten. Deshalb verließ er heimlich die Burg und zog auf Abenteuer aus.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
ging von des Vaters Burg herab,
wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
wollt' wandern in alle Welt hinaus.
Begegnet' ihm manch Ritter wert
mit festem Schild und breitem Schwert.
Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug,
ein lustig Feuer Flammen schlug.
„O Meister, liebster Meister mein,
laß du mich deinen Gesellen sein!
Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
wie man die guten Schwerter macht!"
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
er schlug den Amboß in den Grund.
Er schlug, daß weit der Wald erklang
und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
macht er ein Schwert, so breit und lang:
„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andre Ritter wert.
Nun schlag ich wie ein andrer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

44. Das Licht der treuen Schwester.

An dem Ufer einer Nordseeinsel wohnte einsam in einer Hütte eine Jungfrau. Vater und Mutter waren gestorben, und der Bruder war fern auf der See. Mit Sehnsucht im Herzen gedachte sie der Toten und des Abwesenden und harrte seiner Wiederkehr. Als der Bruder Abschied nahm, hatte sie ihm versprochen, jede Nacht eine Lampe ans Fenster zu stellen, damit das Licht, weithin über die See schimmernd, wenn er heimkehre, ihm sage, daß seine Schwester noch lebe und seiner warte. Was sie versprochen, das hielt sie. An jedem Abend stellte sie die Lampe ans Fenster und schaute Tag und Nacht auf die See hinaus, ob nicht der Bruder käme. Es vergingen Monate, es vergingen Jahre, und noch immer kam der Bruder nicht. Die Einsame wurde zur Greisin. Immer saß sie noch am Fenster und blickte hinaus, und an jedem Abend stellte sie die Lampe aus und wartete. Endlich war es bei ihr dunkel und das gewohnte Licht erloschen. Da riefen die Nachbarn einander zu: „Der Bruder ist gekommen!“ und eilten ins Haus der Schwester. Da saß sie, tot und starr ans Fenster gelehnt, als wenn sie noch hinausblickte, und neben ihr stand die erloschene Lampe.

45. Der Rattenfänger von Hameln.

Zu Hameln an der Weser ließ sich einmal ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem Tuch an und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein bestimmtes Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen gewissen Lohn. Der Rattenfänger zog nun ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen alsbald die Ratten und Mäuse

aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Darauf ging er hinaus, und der ganze Haufen folgte ihm, und so führte er sie an die Weser; dort schritt er in das Wasser, worauf ihm alle Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem die Bürger von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Vorwänden, so daß er zornig und erbittert wegging. Aber er erschien bald wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers von schrecklichem Antlitz, mit einem roten, wunderlichen Hut, und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahre an, in großer Zahl gelaufen. Der ganze Schwarm folgte ihm nach, und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand.

46. Die Holzhauer und der Flußgott.

Ein Holzhauer, welcher neben einem Strom arbeitete, ließ aus Versehen seine Axt ins Wasser fallen und bat den Flußgott inbrünstig, er möchte ihm, da er arm sei, wieder dazu verhelfen. Der Flußgott war so gnädig, stieg aus dem Wasser heraus und brachte eine goldene Axt zum Vorschein. „Das ist die meinige nicht!“ sagte der Holzhauer traurig. Der Geist tauchte von neuem unter und langte eine silberne hervor. „Auch diese gehört mir nicht!“ sprach der Arme, und zum dritten Male langte der Flußgott eine Axt von Eisen mit einem hölzernen Stiele heraus. „Das ist die rechte! Das ist sie!“ rief der Arbeitsmann fröhlich. „Gut! Ich sehe, du bist ebenso wahrhaft und ehrlich wie arm,“ sprach der mitleidige Geist. „Zur Belohnung nimm alle drei mit!“

Noch ganz voll von seinem Glücke, erzählte der Holzhauer den Vorfall seinen Kameraden. Halt, dachte einer derselben, das werd' ich auch einmal versuchen; warum sollte mir's nicht auch gelingen, durch die Güte des Gottes reich zu werden? Er trat also an den Fluß, schleuderte seine Axt hinein, setzte sich ans Ufer und erhob ein Klagegeschrei. Alsbald erschien der Gott und fragte, worum der Holzhauer jammere. Nachdem er von seinem Verlust gehört hatte, tauchte er unter und brachte wie zuvor bei dem ehrlichen Manne eine goldene Axt hervor. „Ist sie das mein Sohn?" „Ja, ja, das ist sie!" antwortete der Lügner und griff schon darnach. „Halt, Nichtswürdiger!" erschallte nun die Stimme des erzürnten Geistes. „Glaubst du denjenigen zu hintergehen, der bis ins Innere deines Herzens blicken kann? Zur Strafe für dein Lügen und Betrügen verliere auch dasjenige, das bisher dein war!" So mußte der unehrliche Holzhauer ohne Axt nach Hause wandern.

47. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch. Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen." Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser für einen Bogen geschickt als eine Jagd? Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierraten, mein lieber Bogen!" Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen zerbricht.

48. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, die in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte seinen Verlust bekannt und bot dem ehrlichen Finder eine Belohnung von hundert Talern an. Da meldete sich bald ein guter, ehrlicher Mann: „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein. So nimm dein Eigentum zurück!“ sagte er mit dem heitren Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur weil er sein verloren geglaubtes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, sollte sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte inzwischen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Taler in dem Tuch eingenäht. Ich finde aber nur noch siebenhundert Taler, ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure hundert Taler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr gut daran getan. Ich danke euch.“ Aber ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eignen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Taler als um seine Unbescholtenheit zu tun war, versicherte, daß er das Päckchen so gefunden habe, wie er's bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe.

Schließlich kam die Sache vor den Richter. Beide bestanden auch hier auf ihrer Behauptung: der eine, daß achthundert Taler eingenäht gewesen seien, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päckchen unversehrt zurückgegeben habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern durchschaute, tat folgenden Ausspruch: „Wenn

der eine von euch achthundert Taler verloren, der andere aber nur ein Päckchen mit siebenhundert Talern gefunden hat, so kann das Geld, auf das der erste ein Recht hat, nicht dasselbe sein. Du, ehrlicher Freund, nimm also das Geld, das du gefunden hast, wieder zurück und behalte es in guter Verwahrung, bis der kommt, der nur siebenhundert Taler verloren hat. Und für dich da weiß ich keinen andern Rat, als daß du dich geduldest, bis sich der meldet, der deine achthundert Taler gefunden hat." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

49. Schlagfertigkeit.

In der Hauptstraße der Stadt befand sich eines Tages eine größere Gesellschaft junger Menschen, die sich damit vergnügte, Vorübergehende mit unliebenswürdigen Fragen zu belästigen. Wie sie nun in der Ferne einen Geistlichen daherkommen sahen, einen alten, weisen Mann, da rief einer der Burschen: „Jetzt werdet ihr einen köstlichen Scherz erleben! Überlaßt es mir, an den Geistlichen eine Frage zu stellen!" Kaum langte der Geistliche bei ihnen an, so trat der junge Mensch auf ihn zu und sagte: „Wir befinden uns in einer argen Verlegenheit und wissen uns nicht zu helfen; könntest du uns nicht mit deinem Rat helfen?" „Gern, wenn es mir möglich ist!" „Gut! Da du ein Mann Gottes, ein Mann der höchsten Weisheit bist, so wirst du uns wohl sagen können, wie viele Nägel man braucht, um den Huf eines Esels zu beschlagen! Braucht man zehn oder dreizehn?" Der Geistliche kümmerte sich nicht um das Lachen der Umstehenden, sondern sagte ruhig und gelassen: „Deine Frage ist sehr leicht zu beantworten! Bitte, heb' einmal deinen Fuß auf und laß mich die Sohle deines Stiefels sehen!"

50. Der Philosoph von Schrimm.

Ein Viehhändler in Schrimm ließ seinen Sohn studieren, und in den Ferien kam dieser zu Besuch nach Hause. In einem Plauderstündchen fragte der Vater den Sohn, was er denn eigentlich studiere. „Philosophie," antwortete dieser. „Philosophie, was ist das?" fragte der Vater weiter. „Das ist mit wenigen Worten schwer zu erklären, und du würdest mich doch nicht verstehen. Aber ich will versuchen, es dir durch ein Beispiel klar zu machen. Also: du glaubst, du seiest in Schrimm, nicht wahr?" „Jawohl, und das bin ich auch." „Nun ich werde dir mit Hilfe der Philosophie beweisen, daß du nicht in Schrimm bist." „So? Da wäre ich denn doch neugierig!" „Also: Wenn du in Schrimm bist, dann bist du doch nicht in Lengefeld, wie?" „Nein, dann bin ich nicht in Lengefeld." „Wenn du aber nicht in Lengefeld bist, dann bist du anderswo, nicht wahr?" „Gewiß." „Na also, siehst du, da du anderswo bist, bist du doch nicht in Schrimm!" „Richtig, richtig!" murmelte der Vater und verfiel in Nachdenken. Mit einem Male gab er seinem Sprößling eine kräftige Ohrfeige. „Aber Vater!" rief dieser ganz erstaunt, „warum schlägst du mich?" „Ich?" fragte der Vater ebenso erstaunt, „ich habe dich doch nicht geschlagen." „Aber natürlich hast du mich geschlagen! Ich spüre es nur allzu deutlich an meiner brennenden Backe!" „Ich habe dich nicht geschlagen!" „Aber . . ." „Da gibt es gar kein Aber. Ich werde dir beweisen, daß ich dich nicht geschlagen habe, und zwar mit Hilfe deiner Philosophie: da du in Schrimm bist, während ich, wie du mir bewiesen hast, anderswo bin, so kann ich dich doch unmöglich geschlagen haben!"

51. Nachbar Helm und seine Linde.

Vor dem Häuschen eines Zimmermanns in einem westfälischen Dorf stand eine mächtige Linde. Jeder, der vorüberkam, freute sich des prächtigen Baumes. Eines Tages nun machte sich der Zimmermann daran, den schönen Baum mit der Axt zu fällen. Dem Nachbar gegenüber tat das in der Seele weh. Darum ging er hin und fragte: „Warum haut ihr den Baum ab, der doch euer Häuschen vor Wind und Wetter schützt und die schönste Zierde unseres Dorfes ist?“ Da hielt der Alte inne in seiner Arbeit, lehnte sich an die Linde und sprach in wehmütiger Erinnerung: „Diese Linde pflanzte mein Vater vor nunmehr siebenzig Jahren, als ich geboren wurde. Einen Zweig von dem Baume gab mir meine Frau am Hochzeitstage, und wir hielten unter der blühenden Linde unsern Hochzeitsschmaus. Ein Sohn wurde uns geboren, und seinen Namen schnitt ich in die Rinde des Baumes. Der Knabe ward ein Mann und zog, geschmückt mit einem Lindenzweig, hinaus in den Kampf für Herd und Heimat und ließ auf dem Felde der Ehre sein blühendes Leben. In der Kirche wurde ihm eine Ehrentafel errichtet, auf der zu lesen steht: „Franz Helm gestorben für König und Vaterland.“ Alljährlich schmückten wir sie mit einem Lindenzweig. Doch meiner Frau lag der Sohn zu sehr im Sinn, und sie konnte des Lebens nicht wieder froh werden. Heute hat sie Gott von ihrem Kummer erlöst. Nun zimmere ich einen Sarg für sie aus diesem Baum, der Freud' und Leid mit uns geteilt hat. Wenn diese Arbeit getan ist, verfertige ich aus dem Holz dieser Linde den Sarg für mich, und ich bitte euch, lieber Nachbar, wenn mein letztes Stündlein gekommen ist, mich darin zu betten.“

52. Das brave Mütterchen.

In einer Stadt an der See wohnte einst eine arme alte Frau. Die war krank und gebrechlich und bewegte sich nur mühsam auf Krücken fort. Ihr kleines Häuschen stand auf dem Deiche, und sie konnte vom Fenster aus den ganzen Hafen überblicken. In einem strengen Winter war dieser fest zugefroren, und groß und klein eilte hinaus, um sich auf dem Eise zu tummeln. Das Mütterchen saß am Fenster und schaute dem fröhlichen Treiben von ferne zu. Da bemerkte sie am Horizonte eine kleine schwarze Wolke, die sich rasch vergrößerte. Weil sie sich auf Wind und Wetter verstand, wußte sie, daß in einer kleinen Stunde die Flut da sein und der Sturm losbrechen würde. Alle Leute auf dem Eise waren dann verloren. Da rief und jammerte sie so laut, wie sie nur konnte; aber niemand war im Hause, und die Nachbarn waren auch alle aufs Eis gegangen; niemand hörte sie. Immer größer wurde unterdes die Wolke; noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen. Da raffte sie alle ihre Kraft zusammen und kroch auf Händen und Füßen zum Ofen, riß einen Feuerbrand heraus, schleuderte ihn in das Stroh ihres Bettes und eilte, so schnell sie konnte, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Bald stand das Häuschen in Flammen, und als der Feuerschein vom Eise aus gesehen wurde, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon erhob sich der Wind und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her. Der Himmel wurde dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als eben die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Eisdecke, und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und opferte ihr Hab und Gut zu deren Heil und Rettung.

53. Der preußische Pfiff.

Friedrich der Große ging öfter abends, in einen alten Soldatenmantel gekleidet, in Potsdam umher und besuchte die Wirtshäuser, um zu sehen, was seine Soldaten dort angäben. Einst traf er in einem Wirtshause einen Soldaten, der gehörig trank und auch ihn einlud mitzutrinken.

Der alte Fritz ließ sich zwar etwas nötigen, tat aber zuletzt doch Bescheid. Da ihm jedoch der Geselle zu viel draufgehen zu lassen schien, fragte er ihn: „Aber, Kamerad, wo hast du denn das Geld her? Dazu reicht doch dein Sold nicht hin?“ „Ja“, sagte der andere, „wer den preußischen Pfiff nicht kennte!“ „Was ist das, der preußische Pfiff?“ fragte der alte Fritz. „Das kann ich dir nicht sagen,“ entgegnete der Kamerad, „du könntest mich verraten.“ Diese Antwort machte den König neugierig; er drang in den Soldaten und ruhte nicht eher, bis er ihm das Geheimnis offenbarte. „So höre denn,“ begann der Soldat, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist; es ist ja jetzt Frieden. Was brauche ich z. B. eine stählerne Säbelklinge? Die ist verkauft, siehst du?“ Und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem König eine hölzerne Klinge. Dieser tat befriedigt und ging weiter.

Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach einiger Zeit hieß es, das Regiment sollte vor dem König zur Parade antreten. Der König kommt, reitet einigemal auf und ab, und als er den Kameraden, dessen Bekanntschaft er im Wirtshause gemacht hatte, herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann hervorzutreten. Dann sagte er zu dem Kameraden mit dem preußischen Pfiff: „Ziehe sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmann den Kopf ab!“ Der Soldat

erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl tun? Mein Kamerad hat mir ja nichts zu leide getan!“ „Zieh!“ ruft der alte Fritz, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen.“ Da bleibt dem Mann mit dem preußischen Pfiff nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz wird!“ Und siehe da, wie er den Säbel herauszieht, ist die Klinge von Holz. Der alte Fritz aber lachte und sagte: „Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff!“

54. Die Schildwache und der König.

Bei einer Heerschau um Stargard in Pommern ging Friedrich der Große eines Abends in das Lager der dort versammelten Truppen. Gleich beim Eintritt fiel ihm ein sehr junger Soldat auf, der Schildwache stand. Er näherte sich ihm und fragte: „Wie lange hast du gedient?“

Soldat: Dreizehn Jahre.

König: Wie alt bist du denn?

Soldat: Neunzehn Jahre.

König: Und du willst schon dreizehn Jahre gedient haben? Wie ist das möglich?

Soldat: Ja, fünf Jahre habe ich als Gänsejunge, hernach sechs Jahre als Ochsenjunge gedient, und dann bin ich vor zwei Jahren unter die Soldaten gekommen.

Der König lächelte über die unbefangene Einfalt des Burschen, und da aus dessen Tasche das Mundstück einer Tabakspfeife heraussah, so fragte er ihn: „Warum rauchst du nicht?“

Soldat: Ich rauchte wohl, aber unser Hauptmann hat's verboten.

König: Wenn du Appetit hast, so stopfe dir eine Pfeife!

Soldat: Das darf ich nicht.

König: Tu's nur auf meine Verantwortung!

Soldat: Es geht nicht.

König: Weißt du denn nicht, wer ich bin?

Soldat: J, wie sollt' ich das nicht wissen? Er ist der König.

König: Nun, ich erlaube es dir.

Soldat: Das ist schon gut, aber der Herr Hauptmann will's doch nicht haben.

Den König belustigte diese Unterredung, und er bestand darauf, daß der Bursche seine Pfeife aus der Tasche nehmen, sie stopfen, sich Feuer anschlagen und rauchen mußte. „Nicht wahr, im Freien schmeckt ein Pfeifchen am besten?" sagte der König und setzte nun seinen Weg fort bis zur Lagerwache. Der dort stehende Soldat rief: „Heraus!" Die Wache trat ins Gewehr, und der König näherte sich dem wachthabenden Offizier mit den Worten: „Dort oben am Eingange des Lagers hab' ich eine Schildwache mit der brennenden Pfeife im Munde gesehen; man lasse den Burschen sogleich ablösen und herbringen!"

Es geschah. Der Soldat wurde vorgeführt, und der Offizier fuhr ihn mit barschem Tone an: „Wie hat Er sich unterstehen können, auf einem Posten zu rauchen!" Bei diesen Worten näherte sich der Bursche dem Könige, klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sagte: „Na, sieht Er wohl? Hab' ich nicht recht gehabt? Nun werden wir alle beide Prügel bekommen."

55. Sprüche.

1. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
   Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

2. Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

3. Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

4. Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah';
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

5. „Wer ist ein unbrauchbarer Mann?"
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

56. Rübezahl.

Einst reiste ein Glaser über das Gebirge und wurde von der schweren Last des Glases, die er auf dem Rücken trug, müde. Er blickte sich daher um, wo er sich wohl hinsetzen konnte. Kaum hatte dies der ihn beobachtende Rübezahl bemerkt, als er sich in einen runden Klotz verwandelte, den der Glaser nicht lange hernach am Wege liegend antraf. Hocherfreut setzte sich dieser nieder. Doch die Freude dauerte nicht lange, denn kaum hatte er sich etwas ausgeruht, als sich der Klotz so schnell unter ihm fortbewegte, daß der arme Glaser zu Boden schlug und das ganze Glas in tausend Stücke zerbrach.

Betrübt erhob er sich von der Erde, blickte um sich, sah aber den Klotz, auf dem er gesessen hatte, nicht mehr. Da fing er bitterlich an zu weinen und zog unter Seufzen und Klagen weiter seine Straße. Da gesellte sich Rübezahl in Gestalt eines Reisenden zu ihm und fragte ihn, warum er so weine und worüber er Leid trage. Der Glaser erzählte ihm, wie er auf einem Blocke gesessen habe, um sich auszuruhen; da habe sich dieser schnell mit ihm umgedreht, und seiner ganzer Glasvorrat, wohl acht

Taler an Wert, sei zerbrochen. Der Klotz sei seitdem verschwunden. Der mitleidige Berggeist tröstete den Unglücklichen, sagte ihm, wer er sei, und daß er ihm diesen Streich gespielt habe; er sollte nun aber guten Mutes sein, denn sein Schade sollte ihm vergütet werden.

Flugs verwandelte sich Rübezahl in einen Esel und befahl dem Glaser, ihn an einer am Fuße des Berges liegenden Mühle zu verkaufen, sich mit dem Gelde aber schnell davon zu machen. Der Glaser bestieg sofort den verwandelten Berggeist und ritt vom Gebirge hinunter zur Mühle. Der Müller kaufte den Graurock für neun Taler, und der Glaser machte sich ohne Säumen mit dem Gelde davon.

Das Tier wurde in den Stall geführt; als ihm aber der Knecht Heu vorlegte, sagte Rübezahl: „Ich fresse kein Heu, sondern nur Gebratenes und Gebackenes.“ Dem Knecht sträubten sich die Haare, er eilte zu seinem Herrn und teilte ihm mit, was er soeben mit dem Esel erlebt hatte. Als darauf der Herr in den Stall kam, war der Esel spurlos verschwunden. Doch dem Müller geschah damit recht; denn er hatte viele Leute betrogen. So rächte Rübezahl geschehenes Unrecht.

57. Der Spaziergang.

Ein Vater hatte zwei Söhne, Franz und Fritz, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er beschäftigte sich mit ihnen, so oft es seine Geschäfte erlaubten, und an schönen Tagen begleitete er sie auf ihren Spaziergängen. Dies war ihre größte Freude. Denn sie waren gern um ihren Vater und freuten sich seiner Gegenwart und seiner Gespräche. Ein langer, strenger Winter hatte diese Spaziergänge lange Zeit unterbrochen. Endlich kam der lang ersehnte Frühling. Der Schnee war geschwunden, das junge Grün drängte sich überall aus der

feuchten Erde hervor, und in der weichen, warmen und blauen Luft entfalteten sich die zarten, zitternden Blätter der Pappeln und Birken.

Jetzt eilten die Knaben an der Hand ihres Vaters ins Freie hinaus. Alles, was sie in früheren Jahren so oft gesehen hatten, machte nach der langen Entbehrung einen doppelten Eindruck auf sie. Sie konnten sich nicht satt sehen an den herrlichen Bäumen, die jetzt keine nackten Arme mehr zum Himmel emporstreckten, an dem glatten Spiegel des Teiches, in dessen Tiefe sie einen zweiten Himmel bewunderten, und an den blauen Bergen, die in weiter Entfernung die anmutige Landschaft bekränzten. Die Geschäftigkeit fleißiger Ackerleute, der Gesang der Lerche und selbst das heisere Rufen der Frösche erhöhte ihre Freude und rief das Andenken dieses und jenes Frühlingstages in ihr Gedächtnis zurück.

Eine kleine Anhöhe, die sie erstiegen, erweiterte ihre Aussicht. Ihre Blicke verloren sich in der weiten Ferne, und ihre Freude wurde stiller und inniger. Die Sonne näherte sich jetzt ihrem Untergange. Einige zarte Wolken schwammen um sie her und tauchten sich in das goldene Meer, in das sie beim Untergehen zerfloß. „Die Sonne stirbt, meine Kinder", sagte der Vater, „für heute. Wie schön und wohltuend ist sie noch bei ihrem Scheiden! Und morgen wird sie wieder zu einem neuen Leben und zu neuer Wohltätigkeit erwachen und ihre befruchtenden Strahlen auf die Erde senden."

Jetzt erhob sich der Mond und schwamm wie ein leichter Nachen in dem Widerschein des Abendrotes. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er," sagte Franz, „so sieht er nicht immer aus." „Er ist in seiner Kindheit" erwiderte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht

werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht gleichsam trauernd verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden."

„Ich verstehe nicht, was du meinst," sagte Fritz.

„O ja!" fiel Franz ein, „ich weiß, was du sagen willst. Der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeit lang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen."

„Und die Wolken, die den Mond bisweilen einhüllen?" sagte der Vater.

„Diese weiß ich nicht zu deuten."

„Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen," fuhr der Vater fort, „noch kein Leben ist ganz ungetrübt und heiter über die Erde hinweggezogen; jedes hat seine düsteren und seine Regentage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen diese Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unseren Augen verschwindet, so geht er nicht zugrunde, sondern strahlt in einer anderen Welt ewig dauernd und unveränderlich."

Es ward Nacht. Die Kinder faßten fester die Hand ihres Vaters und kehrten schweigend und sinnend nach Hause zurück.

58. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Zwei Gutspächter wohnten nebeneinander. Der eine rechter Hand war ein emsiger Mann, stand früh auf und ging spät zu Bett, und den Tag über legte er die Hände nicht in den Schoß; der Nachbar linker Hand aber ließ es an sich kommen und machte sich gern einen

guten Tag; und da er beim Nichtstun es nicht so weit brachte wie der andere mit seinem Fleiße, war er von Neid gegen ihn erfüllt und suchte ihm, wo er nur konnte, zu schaden. Einmal war nun zur Heuernte schlechtes Wetter. Es regnete Tag für Tag, und das Gras wuchs zu ansehnlicher Höhe, aber es konnte nicht gemäht werden, und doch war es höchste Zeit. Endlich änderte sich der Wind gegen Abend, und wer sich auf die Witterung verstand, konnte einen guten Tag erwarten. Das hatte der fleißige und umsichtige Pächter zur Rechten sofort bemerkt und sich deshalb nach Schnittern umgesehen, die ihm am nächsten Morgen seine Wiese gegen einen guten Lohn mähen sollten. Der andere aber hatte von dem Wetter nichts gemerkt, denn er saß im Wirtshaus und trank, und als er in der Nacht nach Hause ging, sah er nicht nach dem Himmel; erst am Morgen erfuhr er, daß es nicht mehr regne. „Heute ginge es nun mit dem Heumachen," dachte er bei sich, „wenn ich nur gleich Leute hätte." Und indem er so dachte, kamen die Schnitter, die sein Nachbar gedungen hatte, mit der Sense auf der Schulter an dem Fenster vorüber und sangen ihr Morgenlied. Da rief sie der Pächter an und fragte: „Wohin?" „Auf die Klosterwiese," antworteten sie, „zum Herrn Andres." Wie jener das hörte, dachte er gleich: „Dem Andres will ich einen Streich spielen, daß er an mich denken soll," und dann sagte er laut: „Ihr Leute, bei mir gibt's auch Arbeit; was der Nachbar gibt, das gebe ich auch und noch fünfzig Pfennige darüber. Besinnt euch nicht lange und kommt mit!" Da die Leute das hörten, dachten sie: „Das klingt nicht schlecht. Die Arbeit ist dieselbe, das Geld aber ist besser." Und sie gingen darauf ein, eine Witwe ausgenommen, die sagte: „Ich bin eine arme Frau und fünfzig Pfennige mehr machen für mich etwas aus. Ich habe aber in der Schule ge-

lernt: „Wahrhaftigkeit besteht ewig, und der Gerechte hat's besser als der Ungerechte. Etwas versprechen und das Versprochene nicht tun ist unrecht." Und so ging sie allein rechts, während die anderen sich links wandten, und kam auf die Klosterwiese, wo der Pächter Andres mit seinen beiden Knechten bei der Arbeit war. Da er sich nun wunderte, daß sie von den sechs Gedungenen allein kam, erzählte sie ihm alles, das sich zugetragen hatte, und der Pächter sagte: „Es soll euer Schade nicht sein." Da gingen sie nun rasch ans Werk, und die Frau brachte mehr vor sich als drei andere, denn sie war stark von Körper und unermüdlich in der Arbeit. Sie hatte an sich die Wahrheit des Spruches erfahren: „Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, und er vergißt seine Sorgen unter der Arbeit." Als nun der Pächter ihren Fleiß sah, dachte er: „Der armen Frau will ich heute eine Freude machen, wie sie wohl lange nicht gehabt hat; und dem Nachbar soll das, was er mir heute antut, nicht gut bekommen. So kann ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen." Als der Abend kam, gab er der Frau ein blankes Goldstück und sagte: „Das ist dafür, daß du dein Wort redlich gehalten hast. Geh' nun und sag' es den andern!" Da lief die Frau spornstreichs zu den anderen auf die Jakobswiese und zeigte ihnen, was sie bekommen hatte. Diese sagten: „Ist uns nicht versprochen worden so viel, wie Herr Andres, der Nachbar, gäbe, und noch fünfzig Pfennige mehr?" Und damit gingen sie alle zusammen zum Pächter und verlangten von ihm die Erfüllung seines Versprechens. Der aber lachte sie aus und sagte: „Ihr seid wohl verrückt! Ihr bekommt den gewöhnlichen Tagelohn und fünfzig Pfennig darüber. Ist das nicht genug?" „Durchaus nicht," sagten die Schnitter, „denn ihr habt heute Morgen anders gesagt." Als nun jener von einem solchen Arbeits-

lohn nichts wissen wollte und beim Wortwechsel noch obendrein schimpfte und drohte, kam die Sache vor den Richter, und das Gericht entschied gegen den Pächter. So mußte dieser jedem der Arbeiter ein Goldstück geben und noch fünfzig Pfennige obendrein, und er erkannte zu spät, daß, wer andern eine Grube gräbt, selbst hineinfällt.

59. Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer, namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen eine Fuhre Holz in die Stadt und verkaufte sie für zwei Taler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch. Da sah der Bauer, wie der Doktor so gut aß und trank, so daß ihm das Herz aufging und er auch gar zu gern ein Doktor gewesen wäre. So blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch ein Doktor werden könnte. „O ja," sagte der Doktor, „das ist bald geschehen". „Was muß ich tun?" fragte der Bauer. „Zuerst kauf' dir ein Abcbuch, in dem vorn ein Göckelhahn zu sehen ist; mach' deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff' dir davon Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört. Drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ‚Ich bin der Doktor Allwissend' und laß das oben über deine Haustür nageln." Der Bauer tat alles, wie's ihm geheißen war.

Als er nun ein wenig, aber noch nicht viel gedoktert hatte, wurde einem reichen Herrn Geld gestohlen. Da hörte dieser von dem Doktor Allwissend, der wissen müßte, wohin das Geld gekommen wäre. Er ließ also seinen Wagen anspannen und fuhr in das Dorf, in dem der Doktor Allwissend wohnte. Dieser erklärte sich bereit, das gestohlene Geld wieder herbeizuschaffen; aber die Grete, seine Frau, müßte mitkommen. Der Herr war damit einverstanden, und so fuhren sie alle drei auf den

Hof des reichen Herrn. Hier war der Tisch schon gedeckt, und der Doktor sollte mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grete, auch", sagte er und setzte sich mit ihr an den Tisch. Als nun der erste Bediente mit einer Schüssel kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste", und meinte, es wäre der, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte sagen wollen, „das ist der erste Dieb", und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, uns wird es übel ergehen: er hat gesagt, ich wäre der erste." Der zweite wollte gar nicht hineingehen, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel hineinkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser, denn der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er solle seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel, wußte nicht, wie er sich helfen sollte und sprach: „Ach, ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gern herausgeben und noch eine große Summe obendrein, wenn er sie nicht verraten wollte; es ging ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt."

Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist noch darin und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Entsetzen heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

60. Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße, da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt! keinen Schritt weiter!“ „Was,“ sprach der Riese, „du Zwerg, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so keck reden darfst?“ „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere; „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Riese aber weigerte sich und fing an, mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Steine zusammensank. Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden,“ sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben nebeneinander zu stehen.“

Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin

und her. Als er den Halbohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch," fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine verholfen hast?" „Nein," antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht." „Ich bin der Tod," sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole." „Wohlan," sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin." Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Gesundheit und Jugend hielten nicht lange aus; bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tage plagten und ihm nachts die Ruhe nahmen. „Sterben werde ich nicht," sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber."

Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben. Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter; er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschiedes von der Welt ist gekommen!" „Wie," antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du selber kämest, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen." „Schweig," erwiderte der Tod; „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den

Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagst du nicht in der Nacht, als wärest du schon gestorben?" Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

61. Der Wunschring.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtschaft nicht recht vorwärts gehen wollte, saß auf seinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um sich den Schweiß vom Angesicht zu wischen. Da kam eine alte Hexe herbeigeschlichen und rief ihm zu: „Was plagst du dich und bringst es doch zu nichts! Geh' zwei Tage lang gerade aus, bis du an eine große Tanne kommst, die frei im Walde steht und alle andern Bäume überragt. Wenn du die umschlägst, dann ist dein Glück gemacht." Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm sein Beil und machte sich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging sofort daran, sie zu fällen, und in dem Augenblicke, wo sie umstürzte und mit Gewalt auf den Boden schlug, fiel aus ihrem höchsten Wipfel ein Nest mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen, und wie sie zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem andern fiel ein kleiner goldener Ring. Der Adler wuchs zusehends, bis er wohl halbe Manneshöhe erreicht hatte, schüttelte seine Flügel, als wollte er sie probieren, erhob sich etwas über die Erde und rief dann: „Du hast mich erlöst! Nimm zum Danke den Ring, der in dem andern Ei gewesen ist! Es ist ein Wunschring. Wenn du ihn

am Finger umdrehst und dabei einen Wunsch aussprichst, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es ist nur ein einziger Wunsch im Ringe. Ist der getan, so hat der Ring alle weitere Kraft verloren und ist nur wie ein gewöhnlicher Ring. Darum überlege dir wohl, was du dir wünschest, auf daß es dich nachher nicht gereue!" Darauf erhob sich der Adler hoch in die Luft, schwebte lange noch in großen Kreisen über dem Haupte des Bauern und schoß dann wie ein Pfeil nach Osten.

Der Bauer nahm den Ring, steckte ihn an den Finger und begab sich auf den Heimweg. Als es Abend war, langte er in einer Stadt an; da stand der Goldschmied im Laden und hatte viele köstliche Ringe feil. Da zeigte ihm der Bauer seinen Ring und fragte ihn, was er wohl wert wäre. „Einen Pappenstiel!" versetzte der Goldschmied. Da lachte der Bauer laut auf und erzählte ihm, daß es ein Wunschring wäre und mehr wert sei als alle Ringe zusammen, die jener feilhielte. Doch der Goldschmied war ein falscher, ränkevoller Mann. Er lud den Bauern ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, und sagte: „Einen Mann wie dich mit solchem Kleinode zu beherbergen, bringt Glück; bleib' bei mir!" Dann bewirtete er ihn aufs schönste mit Wein und glatten Worten, und als er nachts schlief, zog er ihm unbemerkt den Reif vom Finger und steckte ihm statt dessen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächsten Morgen konnte es der Goldschmied kaum erwarten, daß der Bauer aufbräche. Er weckte ihn schon in der frühesten Morgenstunde und sprach: „Du hast noch einen weiten Weg vor dir. Es ist besser, wenn du dich früh aufmachst." Sobald der Bauer fort war, ging er eiligst in seine Stube, schloß die Läden, damit niemand etwas sähe, riegelte dann auch noch die Tür hinter sich zu, stellte sich mitten in die Stube,

drehte den Ring um und rief: „Ich will gleich hunderttausend Taler haben!“ Kaum hatte er dies ausgesprochen, so fing es an, Taler zu regnen, harte, blanke Taler, und diese schlugen ihm auf Kopf, Schultern und Arme. Er fing an, kläglich zu schreien, und wollte zur Tür springen, doch ehe er sie erreichen und aufriegeln konnte, stürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu Boden. Aber das Talerregnen nahm kein Ende, und bald brach von der Last die Diele zusammen, und der Goldschmied mitsamt dem Gelde stürzte in den tiefen Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die Hunderttausend voll waren, und zuletzt lag der Goldschmiid tot im Keller und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt, und als sie den Goldschmied tot unter dem Gelde liegen fanden, sprachen sie: „Es ist doch ein großes Unglück, wenn der Segen so knüppeldick kommt.“ Darauf kamen auch die Erben und teilten.

Unterdes ging der Bauer vergnügt nach Hause und zeigte seiner Frau den Ring. „Nun kann es uns gar nicht fehlen, liebe Frau,“ sagte er, „unser Glück ist gemacht, wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünschen wollen.“ Doch die Frau wußte gleich guten Rat. „Was meinst du,“ sagte sie, wenn wir uns noch etwas Acker wünschten? Wir haben gar so wenig. Da reicht so ein Stück gerade zwischen unsere Acker hinein, das wollen wir uns wünschen.“ „Das wäre der Mühe wert,“ erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas Glück haben, können wir es uns vielleicht kaufen.“ Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller Anstrengung, und die Ernte war noch nie so reichlich gewesen wie diesmal, so daß sie sich das Stück Acker kaufen konnten und noch Geld übrig blieb. „Siehst du,“ sagte der Mann, „wir haben den Acker, und der Wunsch ist immer noch frei.“

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn sie sich noch eine Kuh wünschten und ein Pferd dazu. „Frau," entgegnete abermals der Mann, indem er mit dem übrig gebliebenen Gelde in der Hosentasche klapperte, „was wollen wir wegen solch einer Lumperei unsern Wunsch vergeben? Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch so." Und richtig, nach abermals einem Jahre waren Kuh und Pferd reichlich verdient. Da rieb sich der Mann vergnügt die Hände und sagte: „Wieder ein Jahr den Wunsch gespart und doch alles bekommen, was man sich wünschte. Was wir für ein Glück haben!"

Doch die Frau redete ihrem Manne ernsthaft zu, endlich einmal an den Wunsch zu gehen. „Ich kenne dich gar nicht wieder," versetzte sie ärgerlich. „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles mögliche gewünscht, und jetzt, wo du es haben kannst, wie du willst, plagst und schindest du dich, bist mit allem zufrieden und läßt die schönsten Jahre vergehen. Kaiser, König, Graf, ein großer, dicker Bauer könntest du sein, alle Truhen voll Geld haben — und kannst dich nicht entschließen, was du wählen willst." „Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben," erwiderte der Bauer. „Wir sind beide noch jung, und das Leben ist lang. Ein Wunsch ist nur in dem Ringe, und der ist bald vertan. Wer weiß, was uns noch einmal zustößt, wo wir den Ring brauchen. Fehlt es uns denn an etwas? Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so heraufgekommen, daß sich alle Welt wundert? Also sei verständig! Du kannst dir da mittlerweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten." Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als ob mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre; denn Scheuern und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer längeren Reihe

von Jahren war aus dem kleinen, armen Bauern ein großer, dicker Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach der Tagesarbeit aber behäbig und zufrieden vor der Haustür saß und sich von den Leuten guten Abend wünschen ließ. So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn sie ganz allein waren und niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorschläge. Da er aber jedesmal erwiderte, er habe noch vollauf Zeit und das Beste falle einem stets zuletzt ein, so tat sie es immer seltener, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß von dem Ringe auch nur gesprochen ward. Zwar der Bauer drehte den Ring täglich wohl zwanzigmal am Finger und besah ihn sich, aber er hütete sich einen Wunsch dabei auszusprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht getan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben. Kinder und Kindeskinder standen um ihre beiden Särge und weinten; und als eins von ihnen den Ring abziehen und aufheben wollte, sagte der älteste Sohn: „Laßt den Vater seinen Ring mit ins Grab nehmen! Er hat sein Lebtag seine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft; am Ende hat sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt.“ So ward denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunschring sein sollte und keiner war und doch so viel Glück ins Haus gebracht hatte, wie ein Mensch sich nur wünschen kann.

62. Ein Gewitter auf dem Lande.

Die Wagen rollten auf das Erntefeld, die Pferde waren unruhig, schüttelten die Köpfe und schlugen mit dem Schweife die Flanken, und die Knechte klatschten ohne Aufhören mit der Peitsche. „Heut stechen die Fliegen," sagte im Vorbeifahren der Großknecht, „es kommt ein Wetter."

Rot erhob sich die Sonne aus trockenem Qualm, die Arbeiter im Felde fühlten die Mattigkeit in den Gliedern und hielten immer wieder bei der Arbeit an, das Antlitz zu trocknen. Der Schäfer war heut mit der Herde unzufrieden, seine Hammel waren auf Kraftübungen versessen: statt zu fressen, stießen sie mit den Köpfen zusammen. Unordnung und Widersetzlichkeit waren nicht zu bändigen, der Hund umkreiste die Aufgeregten unaufhörlich mit hängendem Schwanze, und wenn er heute ein Schaf in das Bein zwickte, so merkte es lange den Schaden.

Höher stieg der Sonnenball am wolkenlosen Himmel; heißer wurde der Tag; ein leichter Dunst erhob sich vom Boden und machte die Ferne undeutlich; die Sperlinge flogen unruhig um die Baumgipfel; die Schwalben fuhren längs dem Boden und zogen ihre Kreise um die Menschen.

Die Hitze wurde unerträglich; die Nachmittagssonne brannte auf die Haut; Fels und Mauer fühlten sich heiß an; den Himmel überzog ein weißes Gewölk, das sich zusehends verdichtete und zusammenfuhr. Eifrig trieb der Knecht die Pferde zur Scheuer; die Arbeiter hasteten, die Garben abzuladen; im schnellen Trabe fuhren die Wagen, noch eine Ladung unter das schützende Dach zu retten.

Die Freunde standen vor der Haustüre und blickten auf die schweren Wolken, welche vom Himmelsrande

heraufzogen. Das gelbe Sonnenlicht kämpfte kurze Zeit gegen die dunkeln Schatten der Höhe, endlich verschwand auch der letzte, grelle Schein, glanzlos und trauernd lag die Erde.

Die ersten Stöße des Windes fuhren heulend an das Haus. „Ich muß durch den Hof, zum rechten sehen!“ rief Ilse, die Tochter des Landwirts, band ein Tuch um das Haupt und drang vorwärts zu dem Hofgebäude, in welchem die Spritze stand; sie sah zu, ob die Tür geöffnet und Wasser in der Tonne war. Dann eilte sie nach den Ställen, mahnte die Mägde und kehrte nach dem Hause zurück. Sie warf einen Blick in die Küche und nach dem Herde und trat dann wieder zu den Freunden, welche am Fenster der Wohnstube in den Aufruhr der Elemente blickten. Und das Wetter wälzte sich langsam näher, eine schwarze Masse nach der andern schob sich heran, und unter ihnen stieg ein fahler Dunstschleier wie ein ungeheurer Vorhang höher und höher, der Donner rollte, kürzer die Pausen, wilder sein Dröhnen, der Sturm heulte um das Haus, jagte zornig dicke Staubwolken um die Mauern, Blätter und Halme flogen in wildem Tanze dahin.

Während der Donner tobte, ward es plötzlich finster in der Stube wie bei einbrechender Nacht, und immer wieder wurde die unheimliche Dämmerung durch den Schein der feurigen Schlangen zerrissen, welche über den Hof dahinfuhren. Plötzlich ein Licht, so blendend, daß es zwang, die Augen zu schließen, ein kurzer markerschütternder Krach, der in mißtönendem Knattern endete. „Das hat eingeschlagen!“ rief einer der Freunde besorgt. „Nicht in den Hof,“ versetzte Ilse. Und wieder ein Schlag und wieder ein Feuerschein und ein Schlag, wilder, kürzer, schärfer. „Es schwebt über uns,“ sagte Ilse ruhig und drückte das Haupt des kleinen Bruders

an sich, als wollte sie ihn schützen. Hoch aufgerichtet, unbeweglich stand sie da, umringt von den angstvollen Geschwistern. Und länger dröhnte der Donner, der Regen schlug an das Fenster, ein Wasserguß rasselte und klatschte um das Haus, die Fenster zitterten in einem wütenden Anprall des Sturmes. „Es ist vorüber," sagte die Jungfrau leise. Die Kinder fuhren auseinander und liefen an das Fenster.

Eine halbe Stunde später war alles vorüber, über den Bergen lag noch die dunkle Wolke, und aus der Ferne tönte gefahrlos der Donner. In dem leeren Hofe regte sich wieder das Leben. Zuerst zog in fröhlichem Eifer der Entenchor aus seinem Versteck, putzte die Federn, untersuchte die Wasserlachen und schnatterte längs den Wagengeleisen. Dann kam der Hahn mit seinen Hühnern, vorsichtig schreitend und die eingeweichten Körner pickend, die Tauben flogen an Vorsprünge der Fenster, wünschten einander mit Verbeugungen Glück und breiteten die Federn im neuen Sonnenlicht; Nero fuhr im kühnen Sprunge aus dem Hause, trottete durch den Hof und bellte herausfordernd in die Luft, um die feindliche Wolke vollends zu verscheuchen. Dann schritten die Mägde und Arbeiter wieder rührig über den Platz und atmeten erfrischt den Balsam der feuchten Luft.

63. Sprichwörter.

Not bricht Eisen. — Not lehrt beten. — Es ist nicht alles Gold, was glänzt. — Wer nicht hören will, muß fühlen — Naschen macht leere Taschen. — Unrecht Gut gedeihet nicht. — Was ein Haken werden will, krümmt sich beizeiten — Müßiggang ist aller Laster Anfang. — Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. — Jeder ist seines Glückes Schmied. — Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. — Man soll das Eisen

schmieden, solange es heiß ist. — Hochmut kommt vor dem Falle. — Kommt Zeit, kommt Rat. — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. — Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. — Kleider machen Leute. — Irren ist menschlich. — Wie der Herr, so der Knecht. — Was man wünscht, das glaubt man gern. — Wer die Wahl hat, hat die Qual. — Unverhofft kommt oft. — Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu! — Steter Tropfen höhlt den Stein. — Durch wiederholte Streiche fällt auch die stärkste Eiche. — Durch Schaden wird man klug. — Keine Rose ohne Dornen. — Reden ist Silber, schweigen ist Gold. — Eine Hand wäscht die andere. —

64. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und die Nacht ihn überfiel, bevor er zu einer Herberge gelangen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen. Das große gehörte einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich übernachten." Als der Reiche an seine Tür klopfen hörte, machte er das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen. Meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine

Tür klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht euch anderswo ein Unterkommen!" Damit schlug er das Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir", sagte er, „es ist schon finster, und heute könnt ihr doch nicht weiterkommen". Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und vorlieb nehmen. Sie hätten nicht viel; aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und es schmeckte ihm die einfache Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Nachdem sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör', lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wandrer sich in unser Bett legen und ausruhen kann. Er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde." „Von Herzen gern", antwortete er, „ich will's ihm anbieten". Er ging zu dem lieben Gott und bat ihn, er möchte sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte. Sie selbst aber machten sich eine Streu auf der Erde.

Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der

liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Tür stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei; das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solange wir leben, gesund bleiben und unser tägliches Brot haben. Fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ „O ja“, sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten kann, so wäre mir's wohl lieb.“ Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter.

Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und erblickte gegenüber ein neues, reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern abend stand noch die alte, elende Hütte, und heute steht da ein schönes, neues Haus. Lauf hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging und fragte den Armen aus. Dieser erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Herberge. Heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu, zuletzt noch statt unserer alten Hütte ein schönes, neues Haus.“ Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Mann, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen. Hätte ich das nur gewußt! Der Fremde ist vorher hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen Ich habe ihn aber abgewiesen.“ „Eil' dich“, sprach die Frau,

„und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, alsdann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen."

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferde davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möcht's nicht übel nehmen, daß er nicht sogleich eingelassen worden wäre. Er hätte den Schlüssel zur Haustür erst gesucht, derweil wäre er weggegangen. Wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja", sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun." Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche wie sein Nachbar tun dürfe. Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn. Der Reiche meinte, er wollte sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Da sprach der liebe Gott: „Reit' heim, und drei Wünsche, die du tust, sollen in Erfüllung gehen!"

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an, darüber nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immer in seinen Gedanken gestört wurde. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese!" Aber das Pferd machte aufs neue Sprünge. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief: „So wollt' ich, daß du zuletzt den Hals brächest!" Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plumps! fiel er auf die Erde. Sein Pferd aber lag tot und regte sich nicht mehr. Damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er sein Sattelzeug nicht im Stich lassen. Darum schnitt er's ab, nahm es auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß gehen. „Du hast noch zwei Wünsche übrig", dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun so langsam durch den Sand dahin-

ging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward es ihm so warm und verdrießlich zu Mute. Der Sattel drückte ihn auf dem Rücken, auch war ihm immer noch nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche", sprach er zu sich selbst, „so fällt mir nachher noch allerlei ein. Ich will es aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt." Manchmal meinte er, er hätte es gefunden, aber hernach schien es ihm doch zu wenig. Da kam ihm der Gedanke, wie es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe es sich gut schmecken. Das ärgerte ihn, und ohne daß er es wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn auf dem Rücken schleppe." Kaum war das letzte Wort aus seinem Munde gekommen, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er wußte, daß sein zweiter Wunsch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß; er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer setzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber zu Hause ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib' da sitzen!" Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sagte: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze! Du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunterhelfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel heruntersteigen könnte. Auch der Wunsch wurde ihm sogleich erfüllt. Also hatte er nichts als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlorenes Pferd. Die

Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

65. Der Verkehr in der Großstadt.

Das Leben und Treiben, das die Großstadt tagsüber erfüllt, nimmt mit dem Eintritt der Nacht kein Ende, denn die Großstadt geht nicht zur Ruhe. Während sich die letzten müden Großstädter in später Nacht nach Hause begeben, um ihr Lager aufzusuchen, sind andere schon wieder wach und arbeiten für den kommenden Tag. In vielen Fabriken, Betrieben, Druckereien und Redaktionen wird Tag und Nacht gearbeitet; dort gibt es überhaupt keine arbeitslose und ruhige Stunde. Daher herrscht auf der Großstadtstraße auch während der Nacht keine völlige Stille.

Sobald der Verkehr am Spätabend etwas nachgelassen hat, erscheinen die Arbeiterabteilungen der Straßenreinigung und säubern die Straßen. Nachtomnibusse durcheilen die Stadt während der ganzen Nachtzeit. Kaum ist der neue Tag angebrochen, so fahren die mit Körben hochgepackten Gemüsewagen von den umliegenden Dörfern und Rieselfeldern nach den Markthallen. Milchwagen folgen ihnen, und bald rasen auch schon die Schlächterwagen mit frischem Fleisch, das sie vom Zentralviehhof abgeholt haben, und die Bierwagen mit Fässern und Flaschen durch die Straßen zu ihren Geschäften und zu ihren Kunden. Die Großstadt erwacht. Die Laternen, die kleinen Äuglein der Nacht, schließen sich; denn der Tag beginnt sein Auge groß und hell aufzuschlagen. Das Glockensignal elektrischer Straßenbahnen tönt durch den Morgen, und bald erfüllt, als habe dieser Ton die letzten Schläfer vom Lager aufgescheucht, ein immer lebhafter werdendes Treiben die

Straßen. Arbeiter suchen zu Fuß ihre Arbeitstätten auf oder eilen nach den Straßenbahn- den Stadt- und Ringbahnhaltestellen, um von dort aus zu ihren Fabriken und Geschäften zu gelangen; die Milchausträger, Bäckerjungen, Zeitungsfrauen und Briefträger eilen von Haus zu Haus, Angestellte und Beamte auf ihre Arbeitsstelle, und die Kinder gehen zur Schule. Jetzt sind die elektrischen Straßenbahnwagen und Omnibusse voll besetzt, so daß viele Großstädter ihren Weg zu Fuß zurücklegen müssen. Wenn die Schulen begonnen haben und die Geschäfte eröffnet sind, läßt die Bewegung der Menschenströme in den Straßen etwas nach, um jedoch gegen Mittag wieder zum lebhaftesten Verkehr anzuwachsen.

Mit dem Verkehr am Morgen ist auch das Elend der Großstadt erwacht und wagt sich mit scheuem Tritt auf die Straße. Aus den Asylen ergießt sich ein breiter Menschenstrom nach dem Innern der Stadt; es sind die Obdachlosen, die dort ein Unterkommen und Speise und Trank gefunden haben und sich nun wieder auf den Weg machen, um Arbeit zu suchen. Aus den Hinterhäusern kommen die Bettler, die das Betteln als Handwerk oder Beruf betreiben, und auch die Armen, die in ihrem Verhalten die Scham darüber, daß sie die Mildtätigkeit ihrer Mitmenschen in Anspruch nehmen müssen, noch nicht verleugnen können. Die Drehorgelspieler ziehen mit ihrer Last von Hof zu Hof und spielen ihre bekannten Lieder, Märsche und Tänze. Die Krüppel und blinden Bettler endlich lassen sich von ihren Angehörigen an eine verkehrsreiche Stelle geleiten, wo viele Augen ihr Unglück sehen und ihnen das Mitleid beweisen können.

In den Hauptstraßen ist der Verkehr gegen Mittag am stärksten. Zahllose elektrische Bahnwagen, Omnibusse und Droschken fahren rasch aneinander vorüber; da-

zwischen winden sich die schnellfahrenden Automobile, die leichten Geschäftswagen der Kaufhäuser, die Zwei- und Dreiräder, die Postwagen, Kutschen und Handwagen hindurch, während die schweren Lastwagen und Frachtfuhrwerke von den Abladeplätzen der Spreeufer und Spreehäfen und von den Güterbahnhöfen aus sich langsam durch das Wagengewühl bewegen. Der Menschenstrom auf den Bürgersteigen wird immer dichter und immer hastiger in seinen Bewegungen. Nur schwer gelingt es dem Fußgänger, vorwärts zu kommen. Ein gemütliches Dahinwandern ist nicht mehr möglich. Augen auf! heißt es jetzt für jeden und besonders für den, der bei einer Straßenkreuzung den Damm zu überschreiten hat. Hausfrauen und Dienstmädchen, vom Einkauf zurückkehrend, Arbeiter, mit Werkzeug beladen, Geschäftsboten, Briefträger und Depeschenträger, feingekleidete Damen und Herren, die den Vormittag mit einem Spaziergang ausfüllen, Schüler und Schülerinnen, mit ihren Mappen nach Hause eilend, Studenten, Beamte, Kaufleute und tausend andere gehen achtlos aneinander vorbei, jeder beschäftigt mit sich oder im Gespräch mit seinem Begleiter. Hier preist ein Händler seine italienischen Früchte, dort ein anderer seine Postkarten und seine Zeitungen an. An der Straßenecke bieten Frauen Blumensträuße und Blütenzweige feil. Um einen „fliegenden" Händler, der seine neuesten und besten, unerreicht dastehenden Kleinigkeiten mit lauter Stimme anpreist, hat sich ein großer Menschenhaufe gesammelt. Ein des Wegs fahrender Lastwagen kann dem Menschenknäuel nicht ausweichen, und mit lautem Zuruf fordert der Kutscher die Leute zum Zurücktreten auf. In das Gemisch der verschiedensten Geräusche, Gespräche und Rufe dringt auch Klavier-, Spieldosen- und Phonographenmusik aus den Häusern auf die Straße, und end-

lich gellt den Vorübergehenden noch der laute Ruf der Extrablattverteiler ins Ohr. Ein betäubender Lärm! Nur einer scheint nicht berührt zu werden von diesem tosenden Gewühl: der Schutzmann. In ruhiger Haltung, aber mit einem allessehenden Blick, steht er mitten auf dem Damm; wie ein Feldherr merkt er auf, daß keine Unregelmäßigkeit den gewaltigen Verkehr störe. Nichts entgeht seinem Auge. Ein Wink mit seiner Hand genügt, um den Wagenverkehr zu sperren und bedrängten Fußgängern freien Übergang über den Fahrdamm zu verschaffen. Lahme und gebrechliche Personen geleitet er wohl selbst über den Fahrweg. Sobald ein Auflauf entsteht, ist er zur Stelle, um ihn durch Beseitigung der Ursache möglichst schnell zu zerstreuen.

Die Flut des Verkehrs staut sich plötzlich, sobald das Signal der Feuerwehr ertönt. Die Wagen halten; die Menschenmassen schieben sich langsam vorwärts. In rasender Eile jagt die Feuerwehr durch die freigehaltene Straße. Doch kaum ist sie vorüber, so setzt sich die Flut wieder in Bewegung und verändert ihr Aussehen nicht einmal, wenn ein Leichenwagen einen zur ewigen Ruhe Entschlafenen langsam durch die Straßen zum Friedhofe fährt. Der hastig dahinstrebende Großstädter betrachtet wohl einen Augenblick die schwarze Erscheinung — aber nur einen Augenblick; dann läßt er sich schon wieder von seinen eigenen Gedanken oder von dem ewig Neuen der Großstadtstraße unterhalten, ohne weiter des lästigen Warners zu gedenken.

Am Nachmittag nimmt der Verkehr ab; am Abend jedoch, wenn die Betriebe, Fabriken und Geschäftshäuser geschlossen werden, schwillt er nochmals an, um dann oft bis in die späten Nachtstunden anzuhalten. Und geht er endlich scheinbar zur Ruhe, so beginnt der Verkehr des folgenden Tages schon mit neuer Kraft:

ein unaufhörliches Leben wie das Tosen und Branden einer Meeresflut, die in regelmäßigen Zeitabschnitten zur Flut anwächst und zur Ebbe zurückdämmt, immer aber in Bewegung bleibt.

66. Auf der Straßenbahn.

In Hitz' und Frost, in Staub und Regen,
Jedwedem Wetter die Stirn' entgegen,
Die Hand an der Kurbel, das Auge gespannt:
So steht der Führer auf seinem Stand.
So steht er von früh bis abends spät;
Das schwatzt um ihn, das kommt und geht,
Das stößt und drängt sich, das scherzt und lacht
Bis in die tiefe Mitternacht.
Starr blickt er hinab auf der Straße Gewühl,
Er steht auf dem Posten, er kennt nur ein Ziel,
Wie's um ihn auch hastet und wirrt und flieht:
Daß nur kein Unglück, kein Unglück geschieht!
Nur einmal da draußen, da kann es geschehn,
Wo grün an der Straße die Bäume noch stehn,
Da bricht ein Lächeln die starre Ruh:
Vom Wegrand blickt freundlich sein Weib ihm zu,
Sein Junge springt flink an die Vordertür
Und bringt ihm ein Brot und bringt ihm ein Bier,
Fährt jubelnd mit zur Endstation —
Das ist des Tages reichster Lohn.
Sei jedem, wie und wo er auch fährt,
Solch eine Strecke Weges beschert.

67. Der Landwirt.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen

stark, gesund und gut macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihn zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeit veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefen der Erde oder zwischen die Holzplanken des Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zu eigenem, frohem Leben auf. Auch dem Städter ist die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtsein über seine Flur schreitet, dies ist alles mein, meine Kraft erschuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müheloſem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft sich ein Wunsch, an jeden Eindruck ein Vorsatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn alles, das fruchtbare Feld, das Tier und der Mensch soll Neues schaffen nach seinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit ist ein Genuß, und in diesem Genusse wächst seine Kraft. So lebt der Mann, welcher selbst der arbeitsame Wirt seines Gutes ist.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehrere Menschenalter ein starker Kampf

gegen die rohen Launen der Natur geführt ist. Die Pflugschar greift tief in den gereinigten Boden, anspruchsvolle Kulturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht, auf den Stengeln bräunen sich große Dolden und körnerreiche Schoten, und unten in der Erde rundet sich mächtig die fleischige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo sich kunstvolle Industrie auf den Ackerschollen ansiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Gestalten der Maschinen nach dem Wirtschaftshof, der ungeheure Kupferkessel fährt mit Blumen bekränzt heran, große Räder mit hundert Zähnen drehen sich gehorsam im Kreise, lange Röhren verschlingen sich in den neugebauten Räumen, und die mechanischen Gelenke bewegen sich bei Tag und Nacht. Eine edle Industrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder diese Kraft. Wo der eigene Grund des Gutes seine Früchte der Fabrik reichlich spendet, da arbeiten im Freien die uralte Pflugschar, im gemauerten Haus der neue Dampfkessel brüderlich miteinander, um ihren Herrn reicher zu machen, stattlicher und weiser. Solange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Tiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preise auf dem nächsten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der fremden Welt wohl am meisten interessierte, und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn auftrumpfte, so war ihm das vielleicht der größte Ärger. Und mit abschließendem Stolz sah er aus seinem umgrenzten Kreise wie in die blaue Ferne hinein in das geschäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältnisse, welche durch eine neue Zeit geschaffen sind. Jetzt steht er selbst mitten zwischen den Rädern des modernen Schaffens, er beobachtet viele Strömungen des menschlichen Geistes auch außerhalb seiner Feldmark. Viele Gesetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken

der Menschen, er gewinnt einen anderen Maßstab für den Wert des Mannes, jetzt wo er das Gewühl des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für sich braucht. Er knüpft seine Fäden an Leute von anderem Beruf, und Fremde freuen sich, ihm die Hand zu reichen und ihren Vorteil mit dem seinen zu verbinden. Immer größer werden die Kreise, in welche ihn sein Interesse zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagelöhner baut ein neues Geschlecht arbeitsamer Menschen seine Hütten auf den Ackerboden, in jeder Abstufung von Wissen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. In starker Zunahme wächst die Kraft seiner Landschaft, der Wert des Bodens steigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Geleise alter Gewohnheit. Der schlechte Feldweg wird zur Chaussee, der sumpfige Graben zum Kanal. Zwischen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang, auf wüsten Stellen erheben sich die roten Dächer neuer Wohnungen. Der Briefbote, der sonst nur zweimal in der Woche seine Ledertasche durch die Fluren trug, erscheint jetzt alle Tage, sein Ranzen ist schwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimat zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erfreute an der Tür reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang ihm sonst der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindische Base jedes Fortschritts. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen, zwischen den Bauernhäusern stellt der kleine Kaufmann seinen Kram auf,

er legt seine Zitronen an das Schaufenster, den Tabak in schönen Paketen, und lockende Flaschen mit silbernen Zetteln. Und die Schullehrer in den Dörfern klagen über die Menge der Schüler, ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere Klasse eingerichtet; in einem Schrank seiner Wohnstube legt der Lehrer die erste Leihbibliothek an, und der Buchhändler in der Stadt übergibt ihm neue Bücher zum Verkauf. So wird das Leben des starken Landwirts ein Segen für die Umgegend, für das ganze Land.

68. Sprüche.

1. Vom Unglück erst
   Zieh' ab die Schuld;
   Was übrig ist,
   Trag' in Geduld!

2. Freude, Mäßigkeit und Ruh'
   Schließt dem Arzt die Türe zu.

3. Einem trauen ist genug,
   Keinem trauen ist nicht klug;
   Doch ist's besser, keinem trauen,
   Als auf gar zu viele bauen.

4. Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
   Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

5. Zwei Dinge lern' geduldig tragen:
   Dein eigen Leid, der andern Klagen.

6. Wenn dich die Lästerzunge sticht,
   So laß dir dies zum Troste sagen,
   Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
   Woran die Wespen nagen.

7. Wer reisen will,
   Der schweig' fein still,

Nehm' wenig mit,
Geh' steten Schritt,
Tret' an am frühen Morgen
Und laß daheim die Sorgen.

69. Gute Bücher gute Freunde.

Gute Bücher sind die großen Schätze des Menschengeschlechts. Das Beste, was je gedacht und erfunden wurde, bewahren sie aus einem Jahrhundert in das andere; sie verkünden, was einst auf Erden lebendig war. Hier steht, was wohl tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung geschaffen wurde, und daneben, was erst vor wenigen Jahren in die Welt wanderte.

Alle Bücher, vom ältesten bis zum jüngsten, stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhange. Denn keiner, der ein Buch geschrieben, ist durch sich selbst geworden, was er uns ist. Jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger. Alles, was vor ihm geschaffen wurde, hat irgendwie dazu geholfen, ihm Geist und Leben zu bilden, und was er geschaffen, hat irgendwie andere Menschen gebildet, und wieder aus deren Geist ist es in andere übergegangen. So bildet der Inhalt aller Bücher ein großes Geisterreich auf Erden. Von den vergangenen Seelen leben und nähren sich alle, welche jetzt atmen und Neues wirken. Wer längst seinen Leib der Natur zurückgegeben, wird täglich in Tausenden aufs neue lebendig.

Der Verkehr mit den großen Geistern der Vergangenheit durch ihre Bücher ist einer der edelsten Genüsse. Wir leben mit ihnen wie mit Freunden, wir bewundern und lieben sie, als wenn sie leibhaftig unter uns weilten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
438.6 K45D1924 C001
Lesestucke zum nacherzahlen fur auslande
3 0112 088348708

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.